Zeitschrift: Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles

Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft

Band: 5 (1962)

Heft: 2

Artikel: Das Archiv für genetische Philosophie : zur Biographie einer Bibliothek

Autor: Corti, Walter Robert

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-387957

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

et exposé en mars-avril 1961 à l'admiration des foules qui accoururent pour le voir, l'éditeur Joseph Forêt a-t-il vraiment servi la bibliophilie? Bien sûr, ce monument exceptionnel comportait des éléments dignes d'être loués. Passons sur les 136 agneaux choisis parmi 300000 et immolés pour fournir un parchemin impeccable, sur les quatre années de travail nécessaires à la réalisation, dont 2000 heures pour la calligraphie de 83000 lettres, sur le poids de la couverture, pas moins de 150 kilos, comprenant des sculptures de Salvador Dali et des perles; ce sont là éléments statistiques plus dignes d'intéresser les badauds que les artistes. Mais les gravures de Dali, de Zadkine, de Buffet, de P.Y. Trémois, à côté de textes originaux de Jean Giono, de Daniel-Rops, de Jean Rostand, constituaient de magnifiques variations autour d'un texte éternel.

* * *

Que deviennent au milieu de ces merveilles, les amateurs que leurs goûts ou leurs moyens financiers ne portent point vers les spéculations majeures? Nul doute qu'ils n'aient trouvé dans des ventes ou des publications moins tapageuses, matière à consolation. C'est à eux qu'a pensé la société «La Reliure originale» en organisant au mois d'octobre, dans le cadre du Musée des arts décoratifs, une exposition de «Reliures bibliophiliques à caractère économique»: précédées d'une rétrospective de témoins modestes allant de parchemins du XVe siècle aux cartonnages romantiques, plus de 300 reliures exécutées par des vétérans comme Paul Bonet ou de plus jeunes comme Pierre-Lucien Martin. Leurs caractéristiques? «Une simplification étudiée du décor», selon les termes du catalogue et surtout des matériaux moins onéreux que le cuir: toile, papiers traités en apparence de peau, liège, matière plastique, ardoises. Tentative intéressante, dont il faudrait connaître quelles suites elle comportera et aussi comment vieilliront des exemplaires ainsi reliés.

L'année bibliophilique en France a été marquée encore par le Deuxième Congrès international des sociétés de bibliophiles, ses travaux à Paris en septembre-octobre et les expositions organisées à cette occasion. Mais les lecteurs de *Librarium* ont déjà été tenus au courant de cet ensemble de manifestations dans le dernier numéro de 1961.

WALTER ROBERT CORTI (ZÜRICH)

DAS ARCHIV FÜR GENETISCHE PHILOSOPHIE

Zur Biographie einer Bibliothek

(Schluß)

«Wer aus dem Wissen allein sein Handwerk macht, der hat wahrlich groß acht zu geben, daß er das Tun nicht verlerne.»

Heinrich Pestalozzi

Studium der Medizin (1930–1940)

Auch mein Vater wollte Arzt werden, dies schien ihm der menschlichste aller Berufe; äußerer Gründe wegen entschied er sich dann für die Chemie. Um so mehr freute es ihn, daß sich sein Jüngster im Sommersemester 1930 an der Zürcher Hochschule als Student der Medizin immatrikulierte. Da sich der junge Most weiterhin ganz absurd gebärdete, hoffte er wohl auch, meine vielen

Interessen möchten sich fortan nicht mehr kugelschalenförmig ins Ungemessene erweitern, sondern endlich und vernünftig eine lineare Entwicklung einschlagen. «Es ist schon gut, sich erst einmal ein Bild vom Ganzen der Welt zu verschaffen, etwas Rechtes leisten läßt sich aber nur auf einem Spezialgebiet.» Er sammle darum auch nicht sämtliche Schmetterlinge, sondern allein die Agrotiden, die reizvollen Nachteulen. Mein Bild vom Weltganzen stand aber noch gar sehr in den Anfängen. Der Teile gab es viele, das Ganze konnte nur die Intuition erschauen, ohne genaue Erkenntnis des Einzelnen ging sie leicht in die Irre. Das Dilemma erwies sich als eine ewige Aufgabe.

Zunächst vertieften die propädeutischen Semester alles bisher in den Naturwissenschaften Gewonnene. Jetzt verdrängten die biologischen Lehrbücher von Eduard Straßburger und Richard Hertwig den gemütlichen Schmeil; Arnold Berliner und Rudolf Höber die populären Einführungen in die Physik und Physiologie. Die Bibliothek schichtete sich erneut um. Was eben noch mehr geliebtes Spiel war, wurde nun geliebter Ernst. So studierten wir ja alle auf das erste Examen hin Paul Karrers «Lehrbuch der organischen Chemie». Was herrschte da für eine kühle, großgeartete Klarheit, was für eine Zucht des Wortes, für eine herbe Hingabe an die Sache. Und so wirkte auch sein Vortrag: gelassen, treffsicher, überlegen, schmucklos und schön zugleich. So trug später, auf anderer Ebene, auch Nicolai Hartmann vor. Eine Lust zu lernen, großen Lehrern zu lauschen. Wenn nur der innere Problemgarten nicht unentwegt seine tropischen Blüten treiben möchte! Es gehörte mit zur akademischen Freiheit, auch einmal bei Emil Brunner oder Fritz Fleiner, bei Eberhard Grisebach zu hospitieren, bei Ernst Howald und Theophil Spoerri. Mit dem Naschen wuchs freilich nur der Appetit. Jede Fakultät breitete hemmungslos ihre reichen Schätze aus und lächelte lauter vornehme Verführung. Darum wäre es das einzig richtige, gleich auch noch Jurisprudenz, Altphilologie, Theologie und Philosophie zu studieren. Aber zwischen solchem Verlangen und seiner Erfüllung gähnte ein Abgrund. Die Alten hatten auch dies auf eine kürzeste Form gebracht: «vita brevis, ars longa».

*

Während des ersten Examens kam Karl Hescheler nach einigen der üblichen Fragen unvermittelt auf die Systematik der Foraminiferen zu sprechen, da er wußte, daß ich von diesen zierlichen Einzellern eine kleine Sammlung besaß. Hescheler war keine kontaktfreudige Natur, aber diesmal strahlte er über sein ganzes Gesicht und bat mich hernach in sein Institut. Ob ich nicht bei der Zoologie bleiben möchte? Welche Versuchung! Wie Haeckel nach dem Golf von Messina fahren, oder ans Rote Meer zu den arabischen Korallen! Das Planktonnetz durch die warmen, blauen Fluten ziehen, dem Werden der Organismen nachspüren, ständig die Wunder des Lebens vor Augen und an ihrer Enträtselung tätig. Doch, das lockte. Ich dankte ihm für sein gütiges Vertrauen, blieb dann aber bei der Medizin. Und bin schließlich weder Zoologe noch Arzt geworden.

Die Bücher mehrten sich. Offenbar läßt sich alles natürliche Sein nur aus seinem Werden erklären, darum suchte ich, wo es nur ging, diese Lehren vom Werden kennen zu lernen. Der Mensch ist so alt, wie das Leben selbst, seine Geschichte beginnt mit Haeckels mythischer Monere. Uralt sind die Atome, die ihn bilden, uralt das meerkonservierende Blut; auch im Fühlen und Wollen treiben gewiß uralte Mächte. Für die stets von einem großen Atem durchwaltete Arbeit im Seziersaal lag der Handatlas von Spalteholz längst bereit; jetzt folgte die geistvolle Anatomie des Würzburger Erforschers der Gelenke, Hermann Braus (s. Abb. 24). Ferner Lehrbücher der Histologie, der physiologischen Chemie und vor allem auch der Embryologie. Die meisten Menschen zählen ja die ersten neun Monate ihres vorgeburtlichen Daseins nicht zu ihrer Biographie.

Wie über der Sphäre des Geschlechtlichen liegt über dem warmen Schoßdunkel der Embryonalzeit ein Schleier der Verdrängung des Wissens und Wissenwollens. Dabei gehören diese ersten Kapitel unseres Werdens mit zum Erstaunlichsten, was unsere Einsicht zu beschäftigen vermag. Wenn Walther Vogt noch so sachlich die rastlosen Verwandlungen der befruchteten Eizelle bis zur Formreife des menschlichen Fötus darlegte, so lag über diesen Stunden wie zwingend eine echte Feierlichkeit. Etwas später wirkten seines Lehrers Hans Spemann «Experimentelle Beiträge zu einer Theorie der Entwicklung» (1936) nochmals gleich einer Offenbarung.

Das Hauptinteresse galt aber steigend der Anatomie und Physiologie des Gehirns. Da schienen sich Philosophie und Medizin am engsten zu berühren. Von allen Elementen des Organismus bargen die Geschlechts- und die Hirnzellen die größten Geheimnisse. Mit Staunen verfolgten wir die Hypothalamusforschungen von Walter Rudolf Heß, dem späteren Nobelpreisträger – wenn er demonstrierte oder seine berühmten Katzenfilme zur Lehre vom Schlafzentrum zeigte, vermeinten wir den Pulsschlag der Wissenschaft an ihrer verheißungsvollsten Front zu spüren. Ein Leben lang trägt jeder von uns die befremdlich anzuschauende Gallerte des Gehirns im Kopf, mit der alles abhängig verflochten ist, was uns als Lust und Sinn entzückt, als Leid und Verzweiflung bedrängt. Wenige wissen von diesem «enchanted loom», wie Sir Charles Sherrington den Webstuhl der Gedanken nannte. Er läßt jedoch mit sich experimentieren, antwortet zwar nicht auf grobe Hebel und Schrauben, wohl aber auf feinste Elektroden. So sahen wir Walter R. Heß diese letzte Bastion aller Rätsel belagern, ein Hirn über Hirnen, ein Spiegel, der sich selbst zu sehen müht. Ganz in der goetheschen Hoffnung, ob nicht Natur zuletzt sich selbst ergründe.

In seiner «Monadologie» (1714, Paragraph 17) meinte Leibniz, daß wir für unser Begreifen auch nur einer simplen Wahrnehmung nichts gewönnen, stünde das Organ des Denkens groß wie eine Mühle vor uns und könnten wir sie bequem von innen betrachten. Solche Skepsis schien denn doch wohl übertrieben. Wieviel Fruchtbares müßte nur schon ein bloß mechanisches Modell einer solchen Denkmühle, unter Verwendung sämtlicher modern-technischen Raffinessen gewiß auch für den Philosophen abwerfen, geschweige denn die Einschau in die wirklichen Verhältnisse. Möchte uns doch bald nach dem Wunder des Planetariums ein solches «Cerebrarium» geschenkt werden, wünschte sich ein späterer Aufsatz[6]. Tatsächlich haben die Amerikaner neuerdings ein erstes, wenn auch noch nicht mühlengroßes Modell geschaffen, und bessere folgen gewiß[7]. Kant bewunderte den gestirnten Himmel und das moralische Gesetz in uns, aber dessen Behausung, das Zellenuniversum im eigenen Kopf, bildet ein noch größeres Mysterium. Ohne Bewußtsein läßt sich kein Sein denken, wohl aber ein Sein ohne Bewußtsein: erst im Sein des Bewußtseins wird sich das Sein seines Rätsels inne. Ähnlich anregend irritierte ein Satz von Emil Dubois-Reymond[8]: «Das mosaische: Es ward Licht, ist physiologisch falsch. Licht ward erst, als der erste rote Augenpunkt eines Infusoriums zum ersten Male Hell und Dunkel unterschied.» Sprach dies nicht Kants Meinung aus, daß uns nur die Erfassung von «Erscheinungen» vergönnt sei, welche sich die eigenen Sinnesorgane aus den Wirkungen einer sonst ewig unerkennbar bleibenden Welt der «Dinge an sich» schaffen? Was die Sinne berührt, was sie berühren, trägt damit unverlöschlich unseren eigenen Stempel und verstellt den Zugang zum «wahren» Sein. Wir glei-

[6] «Betrachtungen über das menschliche Gehirn», «Du», April 1944.

[7] Davon berichtet ein instruktiver Prospekt «The brain» der Upjohn Company, Kalamazoo, Michigan, USA (1961); s. Abb. 26.

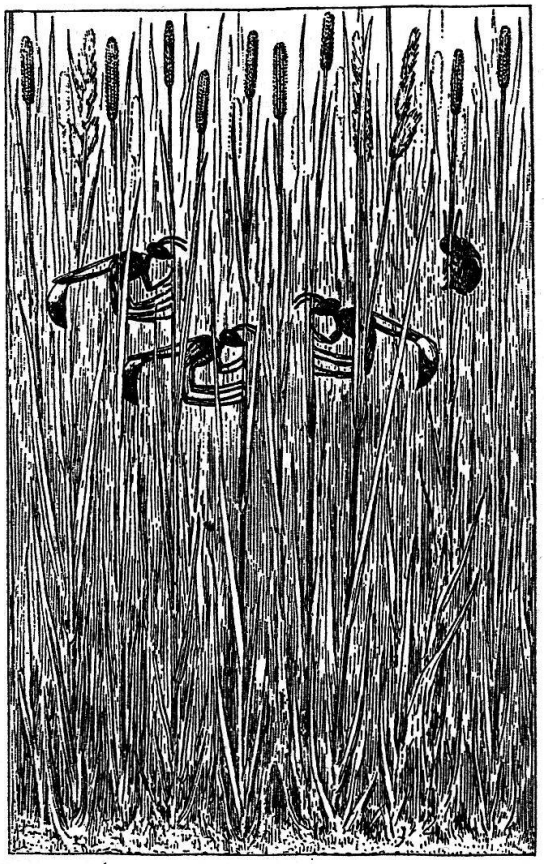
[8] Er findet sich in seinem Vortrag «Über die Grenzen des Naturerkennens», gehalten auf der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Leipzig 1872.

chen darin dem unglücklichen König Midas, der verhungern muß, weil sich ihm alles, was er greift, in nutzloses Gold verwandelt. Platons Höhlengleichnis dagegen rührt an Hoffnungen anderer Art, wie auch Paulus in seinem Schreiben an die Korinther: «Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort; dann aber von Angesicht zu Angesichte. Jetzt erkenne ich's stückweise; dann aber werde ich erkennen, gleich wie ich erkannt bin» (1. Kor. 13, 12).

Wenn es die schmale Barschaft erlaubte, erstand ich mir die Werke der Hirnforscher und jener Philosophen, die sich mit dem Gehirn und dem Leib-Seele-Problem beschäftigten. So die vielzitierte Rektoratsrede «Gehirn und Seele» von Paul Flechsig (Abb. 25), die gehirnanatomischen Arbeiten von August Forel, Ludwig Edinger, Theodor Meynert, Kurt Goldstein und auch die historischen Studien von Theodor Ziehen und Jules Soury. Ganz besonders die Werke unseres Zürcher Altmeisters Constantin von Monakow[9]. Später kamen, wie für jeden weiteren Sektor, bedeutende Geschenke hinzu, so etwa von Cécile und Oskar Vogt; die auch preislich monumentale «Gehirnpathologie» von Karl Kleist (1934) verursachte eine der notorischen Finanzkatastrophen im studentischen Budget. Als schönster Fund dieses Bereiches darf wohl die Schrift von Samuel Thomas Sömmering: «Über das Organ der Seele» gelten. Sie erschien 1796 in Königsberg «bey Friedrich Nicolovius», dem Bruder von Hamanns Schwiegersohn, und enthält den besonnenen Diskussionsbeitrag Kants. In jenen Jahren des Lernens und Lesens umwob noch ein zäher Traum die ferne Vorstellung, einst bei Hugo Spatz Assistent zu werden, zu habilitieren, um in guter Zukunft als Dozent für Hirnforschung an einer heimatlichen Universität zu lehren. Dabei hoffte ich besonders die Beziehungen zwischen dem Alt- und Neuhirn weiter aufzuhellen[10]. Das alles zerrann.

*

Die reichhaltige Abteilung «Tierpsychologie» reiht sich der Gehirnforschung



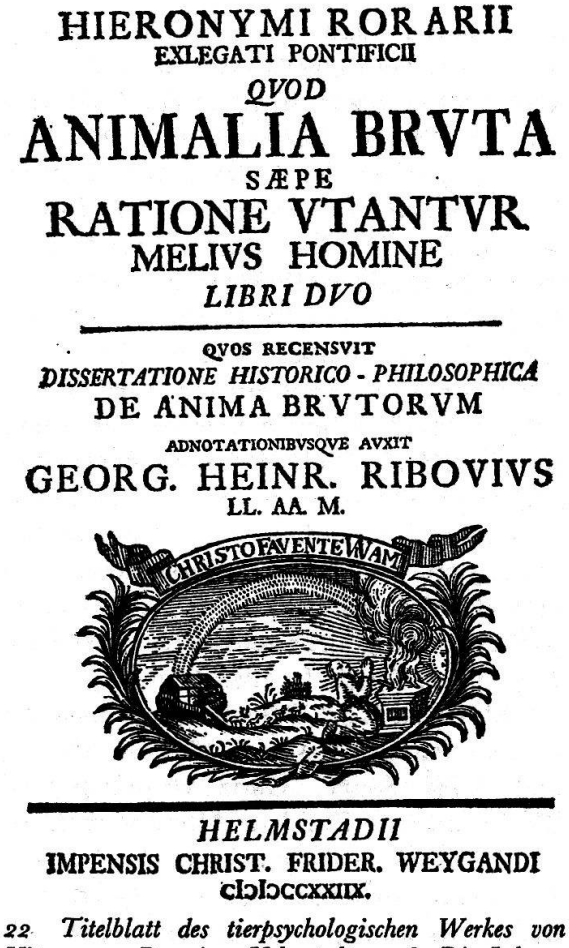
21 Schlafende Sandwespen (Ammophila) aus dem Werk «Wasps—social and solitary» des amerikanischen Ehepaares Elizabeth und George Peckham, Westminster 1905. Eines der vielen Werke im tierpsychologischen Departement.

[9] In der von mir herausgegebenen Reihe «Erkenntnis und Leben» (Morgarten Verlag, Zürich) erschienen 1950 unter dem Titel «Gehirn und Gewissen» einige seiner mehr theoretischen, in heute schwer zugänglichen Zeitschriften vergrabenen Aufsätze. Die Einleitung schrieb mein verehrter Lehrer Mieczyslaw Minkowski. Andere Werke dieser Reihe: David Katz «Mensch und Tier», Alfred North Whitehead «Wissenschaft und moderne Welt», James Henry Breasted «Die Geburt des Gewissens», John Dewey «Wie wir denken», und Kurt Leese «Recht und Grenze der natürlichen Religion». Der Hauptwunsch, des australischen Philosophen Samuel Alexander «Space, Time and Deity», London 1920, 1927², deutsch vorzulegen, ließ sich leider nicht verwirklichen (s. Abb. 37, oben rechts).

[10] Vgl. «Herz und Gehirn», in Corona Amicorum, Festschrift für Emil Bächler, St. Gallen 1948.

an, führt zur Psychologie und Soziologie hinüber und bildet eine der beglückendsten des Archivs. Alle großen Namen, viele treue Freunde sind da vertreten; seit ihren Anfängen werden die «Zeitschrift für Tierpsychologie» (1937ff.) und «Behaviour» (1948ff.) gehalten. Emil Bächler steuerte ein köstliches Helveticum bei: Peter Scheitlins «Versuch einer vollständigen Thierseelenkunde» vom Jahre 1840[11]. Darin hat der liebwerte, herderisch gesinnte Sankt Galler auch die Forschungen Jakob von Uexküllsüber die Umwelt der Tiere in vergnüglicher Weise vorweggenommen. «Das Universum ist für alle da», schreibt er, «aber es ist nicht Allen in gleichem Grade aufgeschlossen.» So leben «die Eingeweidewürmer in ewiger Mitternacht... man kennt an ihnen noch gar keine Gemüths- noch Temperamentsverschiedenheiten, noch irgendeine Geschicklichkeit als die, sich zu nähren, die ja auch der Pflanze zukommt. So lebt kein Thier in immerwährender, durch keinen Lichtschein erhellter Dunkelheit. Seine Weltanschauung ist die allerkleinste und vermutlich kaum mehr als + 1 — 1». Charmant, wie dieser Sankt Galler der Weltanschauung der Bandwürmer nachsinnt! Natürlich sind die Entomologen vertreten, Meister Jean Henri Fabre voran mit der zehnbändigen Ausgabe der «Souvenirs». Einst wurde der Besuch seines Hauses in Sérignan zu einer wahren Wallfahrt. Wieder stehen

[11] Peter Scheitlin (1779–1848) fand 1929 in Oskar Fäßler einen weitausholenden Darsteller. Dennoch verdienen die «Thierseelenkunde», wie besonders auch die merkwürdige Schrift «Das Elend der Tellus» (1842) eine überholende Bewertung.


HIERONYMI RORARII
EXLEGATI PONTIFICII
QVOD
ANIMALIA BRVTA
SÆPE
RATIONE VTANTVR
MELIVS HOMINE
LIBRI DVO

QVOS RECENSVIT
DISSERTATIONE HISTORICO - PHILOSOPHICA
DE ANIMA BRVTORVM
ADNOTATIONIBVSQVE AVXIT
GEORG. HEINR. RIBOVIVS
LL. AA. M.

HELMSTADII
IMPENSIS CHRIST. FRIDER. WEYGANDI
CIↃIↃCCXXIIX.

22 Titelblatt des tierpsychologischen Werkes von Hieronymus Rorarius, Helmstedt 1728. Die Lebensdaten des Verfassers ließen sich nicht feststellen.

Forels Ameisenforschungen neben denen seines großen Freundes aber metaphysischen Gegners, des klugen Paters Erich Wasmann S.J. Für die Emsen eingenommen hat auch mich das kleine, leider längst vergriffene Büchlein des getreuen Hausfreundes Heinrich Kutter «Gehe hin zur Ameise» (Bern 1920). Des Schätzeschilderns und Erzählens fände hier so leicht kein Ende. – Das älteste Werk, abgesehen von Neudrucken antiker Autoren,

LEGENDEN ZU DEN FOLGENDEN VIER BILDSEITEN

23 Entwurf des Gerichtsmediziners Heinrich Zangger (1874 bis 1957) zu einer Phaenomenologie der Verantwortung.

24 Aus der «Anatomie des Menschen» von Hermann Braus, zweiter Band (Berlin 1924). Farbige Darstellung eines Lungenläppchens.

25 Ein Schema der Hirnbahnen aus Paul Flechsig: «Gehirn und Seele», zweite Auflage, Leipzig 1896. Flechsig lebte von 1847–1929 und war Direktor der Leipziger psychiatrischen Klinik.

26 Wie wir sehen und hören nach dem Upjohnschen Funktionsmodell.

Verantwortung als Erlebnis – Sittlichkeit – Synthese

Verantwortung: Bestandteile (Quelle) Begriffe – Stufen – Verfall

Gerechtigkeit

Hypothese

Ur-Urteile

Vorstellungen

Verantwortlichkeit zwischen Gesetz – der vorgegebenen Realmöglichkeit

Verantwortung

Zukunft

Hoffnung

Sorge

Verantwortlichkeit

Vorsicht

Verantwortungsbreite – Stärke

Erkenntnis Achtung (Wirte)

Gestaltung Gestaltung

Zeitlichkeit der Verantwortung

Gefahren – Grenzen

Wert – Grenzen

Verantwortung und Gerechtigkeit: Verantwortung ohne Gerechtigkeit

Verantwortung und Gerechtigkeit

Vertrauen, Zutrauen:

Verantwortung und Gegenwart

Gerechtigkeit Instinkt

Schuld

Sühne

Vergeltung

Genugtuung

Pflicht

Leben

Werk

Familie

Nb Wandel der Verantwortung 1930–1944

Klassen: Verantwortung ist kein Ziel, sondern ein alle Stufen orientierendes Gefühl

Verantwortung unserer Zeit verstehen!

(Nachweis über Zeitgeschichte)

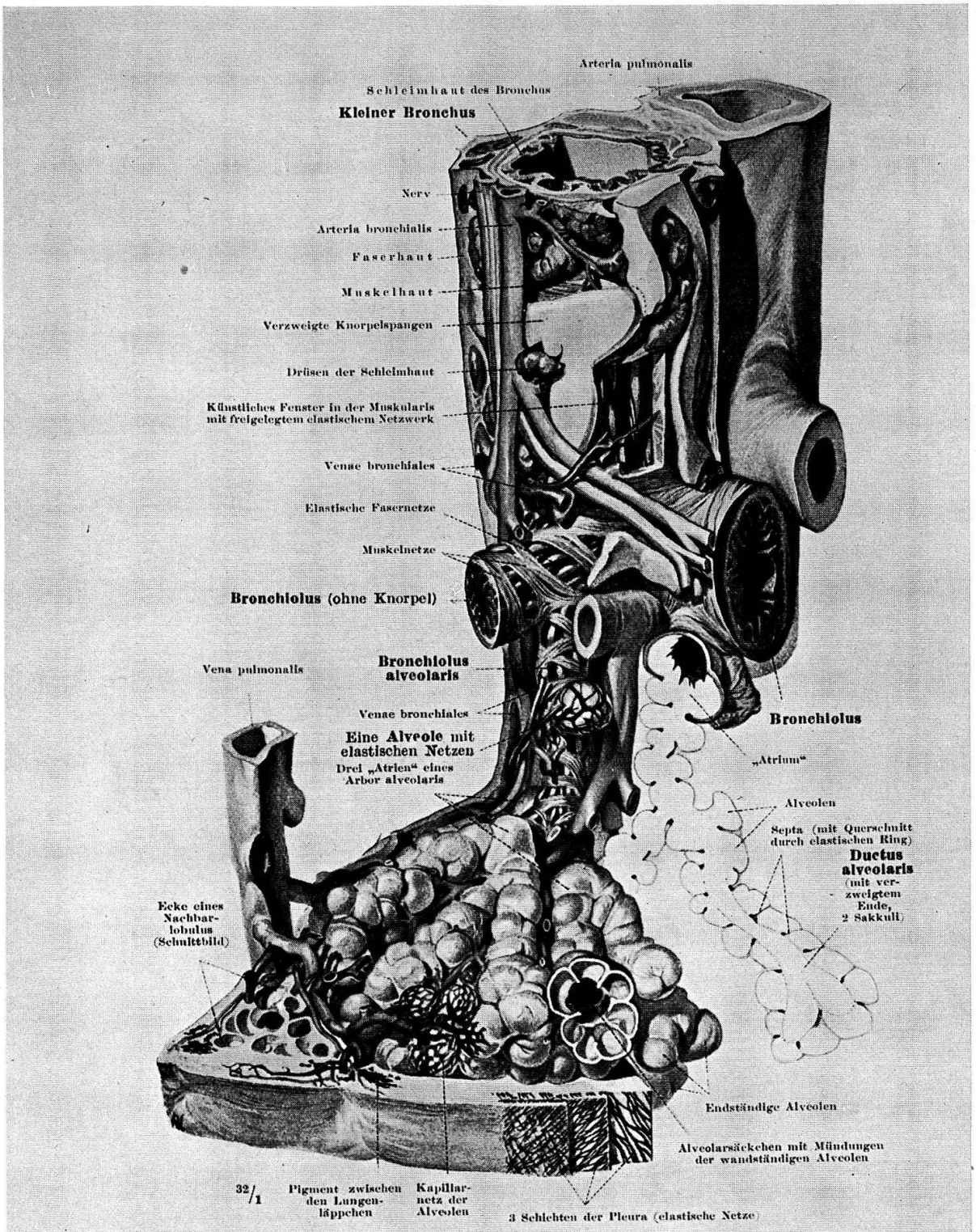
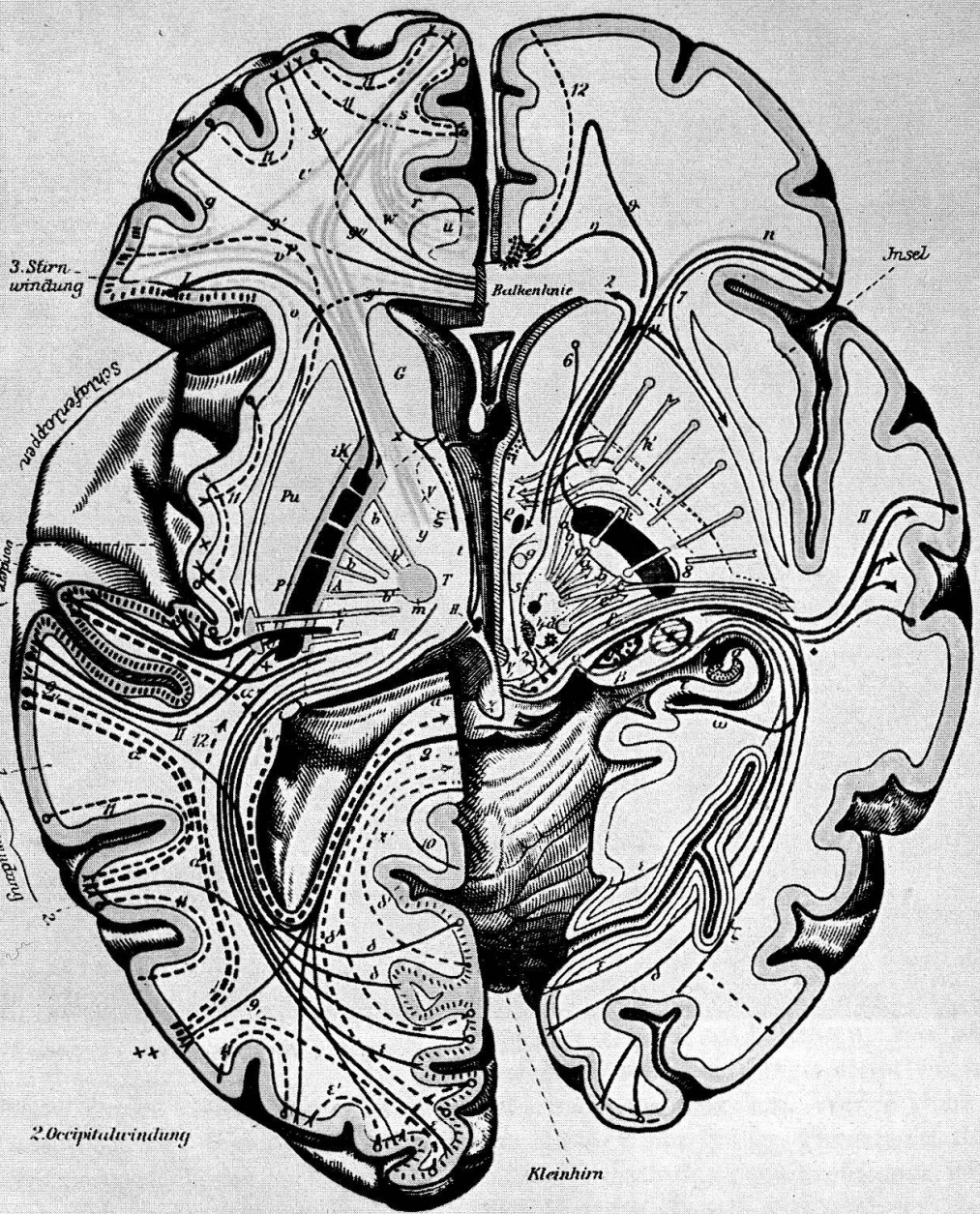


Abb. 104. Stück eines Lungenläppchens (Azinus). Lunge eines jugendlichen Hingerichteten. Freie Rekonstruktion von A. Vierling. Die Abstände in senkrechter Richtung sind beim Bronchialbaum schematisch verkürzt, d. h. der kleine Bronchus, mit welchem die Zeichnung oben beginnt, geht in Wirklichkeit allmählicher in die Bronchioli über, auch diese sind in Wirklichkeit länger gestreckt (siehe den natürlichen Abguß Abb. 101, rechts oben). Rechts vom Beschauer das Schnittbild eines Alveolarganges als Kontur (nicht plastisch, Größenverhältnisse nicht verändert). Schleimhaut und Drüsen grün, Knorpel hellblau, Muskeln und Arteria bronchialis gelbrot, elastische Fasern schwarzblau, Arteria pulmonalis karminrot, Vena pulmonalis und Vena bronchialis dunkelblau (vgl. auch Legende zu Abb. 106).



Motorische Leitungen (innere Kapsel - Hirnschenkelfuss - Brücke, Rückenmark)

Bahnen, welche mit der Hörsphäre bzw. dem Hörnerv (Nervus cochlearis) zusammenhängen

" " " " Sehsphäre " " Sehnerv "

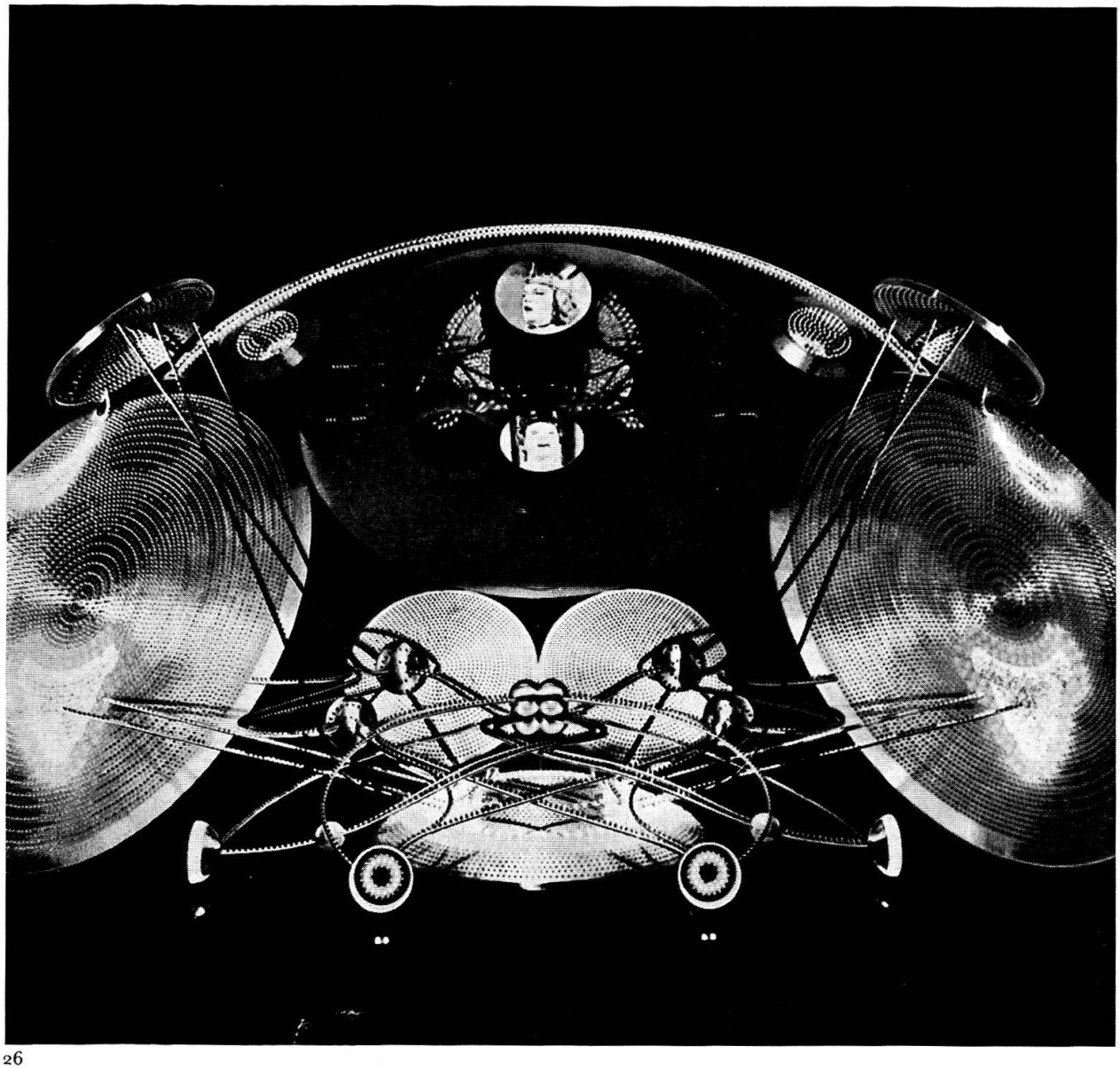
" " " " Riechsphäre, Riechnerv und Gyrus hippocampi "

" " " " Tastsphäre, sensiblen Haut-
(Körperfühlsphäre) Sehnen- } Nerven "
Muskel- u. Eingeweide-

Associations-Fasersysteme, welche in der linken Hemisphäre nur innerhalb der Associations-
links Centren sich verzweigen, soweit sie aber (im Balken 9 9') die Mittellinie überschreiten
auf der anderen Seite zum guten Theil mit Sinnescentren zusammenhängen

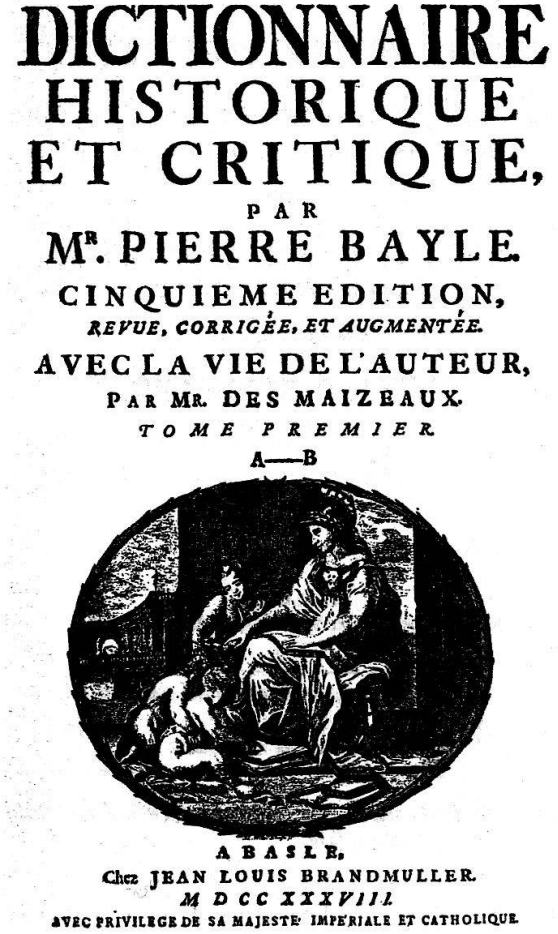
rechts s Tafel-Erklärung.

Verlag Veit & Comp. Leipzig. Lith. Anst. v. E. A. Funke, Leipzig.



26

vertritt Hieronymus Rorarius: «Quod animalia bruta saepe ratione utantur melius homine» vom Jahre 1728. Der Verfasser soll seine angriffigen Thesen schon 1544 beendet haben, die erste Drucklegung erfolgte aber erst 1645. Der Artikel «Rorarius» in Pierre Bayles «Dictionnaire historique et critique» rief leidenschaftlichen Auseinandersetzungen, in die auch Leibniz eingriff. Noch fehlt, trotz verlockender Vorarbeiten, eine zureichende Geschichte der Tierpsychologie. Sie hat viel zum Aufbau der modernen Anthropologie, zur Selbsterhellung des Menschen beizusteuern. «Nicht aller Mensch ist im Thier», spekuliert Peter Scheitlin, «aber alles Thier ist im Menschen.» Was besondert ihn? Der Geist? Kommt ihm dieser allein zu? Und was ist dieser «Geist»? Krone, Kröner unseres Daseins? Oder ein Dämon, Widersacher der Seele, Strafe, Verhängnis? Ein Gift, wie das des Nessos, ins Leben fressend und nicht mehr loszubringen?


DICTIONNAIRE
HISTORIQUE
ET CRITIQUE,
PAR
Mr. PIERRE BAYLE.
CINQUIEME EDITION,
REVUE, CORRIGÉE, ET AUGMENTÉE.
AVEC LA VIE DE L'AUTEUR,
PAR Mr. DES MAIZEAUX.
TOME PREMIER.
A—B
A BASLE,
Chez JEAN LOUIS BRANDMULLER.
M DCC XXXVIII.
AVEC PRIVILEGE DE SA MAJESTÉ IMPÉRIALE ET CATHOLIQUE.

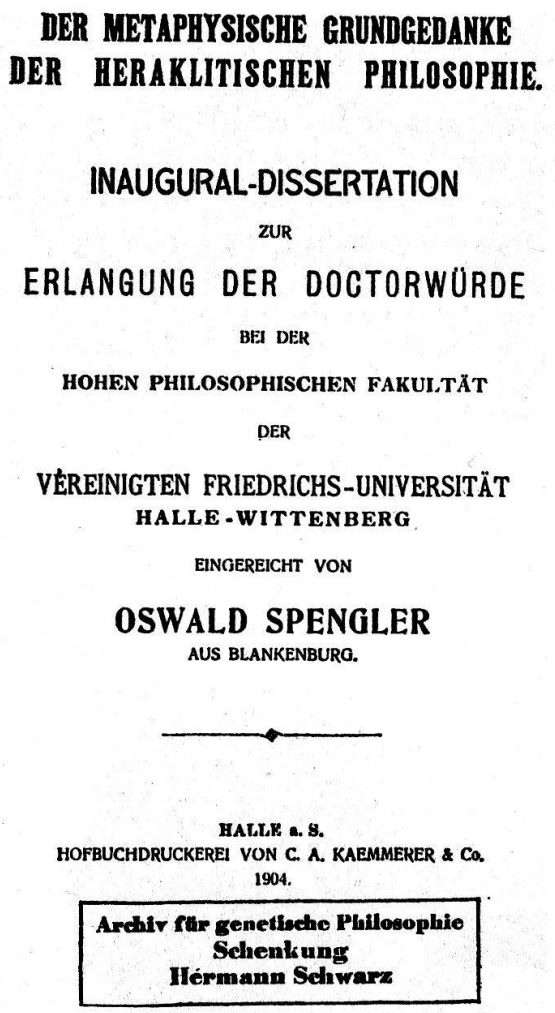
27 Pierre Bayles vierbändiger «Dictionnaire», der die jüngste Nummer (15642) des Archivs trägt.

Das Zwischenspiel der «Aktion» (1930/31)

Wir nannten uns schon als Studenten «Akademiker», wenn auch fast in allen Fakultäten kaum einer wußte, woher die Bezeichnung stammte. Ich selber versuchte mühsam, mir über den Sinn meines besonderen Studiums wie den der Universität Klarheit zu verschaffen. Erfüllte sie die Erwartungen, die wir noch von dem stark ästhetisch getönten Idealismus des humanistischen Gymnasiums her an sie herantrugen? Allem Pathos kalter Sachlichkeit trotzend, leuchtete die Hochschule im mystischen Glanze eines Monsalvatsch. Höher hinaus gab es ja keine wissenschaftliche Unterweisung mehr: dort also mußten die reinen Quellen der Erkenntnis fließen. Skeptische Desillusionisten standen indessen früh genug am Wege. Nur romantische Narren suchten in dieser behäbigen Berufsschule mehr als die verläßliche Gewähr eines wackeren Brotstudiums. Wem nach anderem der Sinn stehe, der solle nach Dornach pilgern oder zu irgendeinem der vielen Hügelheiligen. Verlorener Wahn, daß die dort gezüchtete Intelligenz das Salz der Erde bilde. Wohl wüßten die Universitäten gleich den Kirchen viel von vergangener Größe zu berichten, was aber einst beide schuf, sei längst erstorben und nicht mehr zu erwecken. Weder wehe in den Kirchen der heilige Pfingstgeist noch in den Hochschulen der sinnstiftende Weltgeist. Wer das erwarte, wer solches fordere, werde sich lediglich die Finger verbrennen.

Ich habe sie mir gründlich verbrannt. Rings um die behütete Heimat gärten die Völker, eine politische Krise jagte die andere, alles stand in Frage; am quälendsten wirkte die Inflation des Wortes. Die unbewältigten Übel des Ersten Weltkrieges trieben geschäftig in neuen, erschreckenden Mächten. Von rächerischen Massenaffekten

emporgehobene «Führer» kompromittierten den heilen Sinn von Führung, so im Faschismus, so im sendungswütigen marxistischen Rußland; im Reich der Dichter und Denker belagerte Hitler die Tore der Staatsgewalt. Auch wenn bei uns der stets gedeckte Tisch unter wohlbehütetem Dache stand, so rangen wir doch mit Oswald Spengler und seiner düsteren Lehre[12], mit Karl Barth, der dem liberalen Christentum die Atemluft entzog und Gottfried Kellers Gott alle strahlende Weltlichkeit; lasen Nietzsche und immer wieder Nietzsche. Wir ließen uns von Kierkegaard lähmen und von Martin Heidegger in eine Ontosophie verlocken, in der das Sein orakelnd murmelt wie einst Mimirs Haupt. Unter den Studenten gab es Kommunisten, Faschisten, Revolutionäre und Reaktionäre, Verbissene und Gleichgültige wie immer, Satte und Suchende; aber auch die sich sicher Gebenden erschienen vor dem Taumel der sich treibenden Krisen ratlos. Einige Fälle studentischen Selbstmordes erregten Aufsehen. Um durchzuhalten, mußte jeder versuchen, sich gegen die aggressiven, alles auflösenden Tendenzen der Epoche abzuschirmen, mancher von uns ahnte die kommenden Katastrophen. Waren sie nicht aufzuhalten? Wo standen überhaupt die Diagnostiker, wo die verantwortlichen Weichensteller? Was sagten die Universitäten, diese Leuchttürme des Wissens und der Überschau? Müßte nicht die Sorge der Zeit, das heranrollende Verhängnis das Hauptgespräch



DER METAPHYSISCHE GRUNDGEDANKE DER HERAKLITISCHEN PHILOSOPHIE.

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER DOCTORWÜRDE

BEI DER

HOHEN PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

DER

VEREINIGTEN FRIEDRICHS-UNIVERSITÄT
HALLE-WITTENBERG

EINGEREICHT VON

OSWALD SPENGLER
AUS BLANKENBURG.

HALLE a. S.
HOFBUCHDRUCKEREI VON C. A. KAEMMERER & Co.
1904.

Archiv für genetische Philosophie
Schenkung
Hermann Schwarz

28 Der heute selten gewordene Erstdruck der Dissertation Oswald Spenglers.

auch zwischen den Fakultäten bilden? An der höchsten Stätte des Geistes und unter dem Volk der Geistigen? Aber da gab es ebensoviel Flucht nach vorn, unbegreifliche Blindheit wie auch das vornehme, abweisende Einnisten in alte, bewährte Gehäuse.

Mich selbst verfolgte hartnäckig der Traum von den weltordnenden Potenzen des Geistes. Der stammte von Platon. Den beschwor Hegel. Den ernüchterte später Nicolai Hartmann, aber er blieb. Wenn der Geist Herr wird und keine sonst vom Menschen gefühlig ersonnene Macht, dann muß sich auch die gerechte Gemeinschaft aller Sinnsuchenden verwirklichen. Geist ist Freiheit der Selbstentscheidung, Geist ermöglicht die Schau der Werte, in der die

[12] So etwa: «Wenn unter dem Eindruck dieses Buches sich Menschen der neuen Generation der Technik statt der Lyrik, der Marine statt der Malerei, der Politik statt der Erkenntniskritik zuwenden, so tun sie, was ich wünsche, und man kann ihnen nichts Besseres wünschen» (Untergang des Abendlandes, Band I, 1923, S. 56). Oder auch: «In einer Geschichte des abendländischen Denkens darf der Name Napoleon fehlen, in der wirklichen Geschichte aber ist Archimedes mit all seinen wissenschaftlichen Entdeckungen vielleicht weniger wirksam gewesen als jener Soldat, der ihn bei der Erstürmung von Syrakus erschlug» (ebenda, Band II, S. 22).

Entscheidung fallen kann, Geist ist Verantwortung. Nur in ihm werden wir frei vom Gängelband der Instinkte und aller Naturnotwendigkeit. Wer diese Freiheit nicht wünscht, sie beklagt oder lästert, verwünscht das Sein selbst in seinem wachstümlichen Weg. Wir kannten die Formeln alle vom «Untergang der Erde am Geist» und vom Menschen als dem arrivierten Affen mit der gestörten inneren Sekretion. Wir kannten den Lustzug ins Unbewußte, ins Reich der Mütter, in den Rausch der Masse, der Massenmacht; die Thesen vom Krieg als den Erlöser aus weibischer, bürgerlicher Sattheit und allem erbärmlichen Behagen. Der späte Scheler meinte, der Geist sei von Hause aus machtlos. Aber er kann nur nicht von sich selbst her Herr werden, nur wir vermögen ihn, in ihm, zum Herrn zu erheben. Es gibt keine Ergebung in ihn, daß er uns führe, keine Entsinkung ins Weiselose, daß es uns lebe. Wir müssen selber in ihm Stellung nehmen, nur dies ermöglicht er, nicht er selbst nimmt Stellung. Ein schönes Gleichnis Schopenhauers blieb im Deuten und Tasten hilfreich. Der treibende Wille, Inbegriff aller im Menschen aufbrechenden Lebensmächte, gleicht einem blinden Riesen; der sehende Geist aber einem gelähmten Zwerg. Jeder für sich ist hilflos. Hebt jedoch der Riese den Zwerg auf seine Schultern, kommen sie voran. Zwar gerät der Mensch damit in die vielgesichtige Dämonie der Freiheit, um Gut und Böse zu wissen und muß die Entscheidung, die Verantwortung selber leisten. Der Geist erhellt nur die Wege, weder wählt er sie, noch geht er sie.

Mit solchen Sichten und Träumen war nun mein Bild der Universität beinahe verhängnisvoll behangen: niemals nur eine Stätte der Forschung und Lehre allein, sondern eine solche der Besinnung und Weckung der Verantwortung des Wissens. Gewiß bildet sie auch heute noch das alte studium generale, die universitas litterarum et artium liberalium, die geliebte universitas magistrorum et scholarium, wie wir sie vom farbigen Erinnern der Väter kannten und selber froh genug lebten. Wir lasen, wenigstens doch einige von uns, die Schriften von Fichte, Schleiermacher, Steffens und Humboldt über das Wesen der Hochschule, auch die kleine, gewichtige Arbeit von Karl Jaspers[13]; universitas, lernten wir, bedeutete ursprünglich nicht Universalität, meinte gar keine Ganzheit aller Wissenschaften, sondern Gemeinschaft. Ist doch schon im Bundesbrief von der Schwyzer Talgemeinde als einer «universitas vallis de Switz» die Rede, bald nach Robert de Sorbons Tod. Nun ließ sich diese Gemeinschaft der Lehrer und Schüler noch weit tiefer in die Geschichte zurückführen. Denn Akademiker nannten wir uns doch gewiß allein nur deshalb, weil Platon einst in der klassischen Landschaft der Oedipustragödie den Hain des Akademos kaufte, um dort seine Schule im Geiste der sokratischen Wahrheitsforschung zu gründen. Nach diesem platonischen Kern, dem Mittenkreis aller Fakultäten, suchten wir in den Hallen der Universität.

Die Geschichte jener Zürcher Studentenbewegung mit dem provokanten Namen «Die Aktion» ist nie geschrieben worden[14]. Ihr Schicksal hat aber den Aufbau des Archivs grundlegend bestimmt, und so mag sie hier eine etwas ausführlichere Erwähnung finden. Alles, was heute in dieser Bibliothek beisammen steht, stammt ja aus lebendigsten, persönlichsten Beziehungen. Versuche, Begegnungen, Reisen lagerten immer neue Büchersedimente ab. An diesen Jahrringen wird das eigene Leben deutlich greifbar.

Im Wintersemester 1930/31 fand sich in Zürich ein kleiner Kreis aus allen Fakultäten zusammen, der an einer Reorganisation der studentischen Verwaltung im Sinne

---

[13] Die Idee der Universität, 1923; mit einem Beitrag von Kurt Roßmann erweitert jetzt auch 1961.

[14] Vgl. auch: Hans Erb, «Geschichte der Studentenschaft an der Universität Zürich 1833–1936», S. 711.

einer Wiedererweckung der platonischen Akademie innerhalb der Universität bastelte. Es schien uns richtig, nicht etwa eine Änderung des Fachbetriebes zu fordern, wohl aber ein Forum der Begegnung von Studenten und Dozenten zu schaffen, um darin die uns bedrängenden Zeitprobleme ins Gespräch zu bringen. Die Albernheit, dafür einen Platon zu verlangen, lag uns fern. Die Dialoge Protagoras, Gorgias und Menon waren für jeden greifbar, falls es solcher Modelle überhaupt bedurfte. Wir wollten wissen, was unsere Lehrer über die Zeit dachten, ob sie Wege und Auswege sahen. Mit welchem Wissen und welcher Verantwortlichkeit sie in die Zeit wirkten. Ob sie uns raten konnten. Und so stellte sich die «Aktion» schließlich am 5. Februar 1931 im «Roten Saal» des Studentenheimes an der Clausiusstraße einer weiteren Öffentlichkeit.

Es kamen unerwartet viele Dozenten und Studenten, der Saal war übervoll. Hans Barth, damals noch Redaktor an der «Neuen Zürcher Zeitung», faßte aus einem unserer Rundschreiben einige Thesen zusammen[15]. «Wie das Neugeborene ohne die Mutter nicht leben kann, wie der Junge ohne den vermittelnden Lehrer den Sinn der Buchstaben nie zu erkennen vermag, ebenso irrt der junge Mensch ohne wahre Führer hoffnungslos in der Erkenntnis seiner kosmischen Bestimmung. Das Bild des sokratisch zeugenden Lehrers, der du auf du mit seinem Jünger steht, des unermüdlich wert- und maßstabweisenden Freundes ist heute fast verloren gegangen.» So klang das. Es waren die belasteten Vokabeln der Zeit. «Kosmische Bestimmung», «Führer» – das konnte nur schief gehen. Der Physiologe Walter R. Heß präsidierte. Mein Referat geriet quallig, expressionistisch, schwächlich, traf bei Richtigem und Falschem daneben; es war ein durchaus unreifes Elaborat. Dennoch ließ sich bei einigem Wohlwollen die Absicht gerade noch erkennen, aber auch diese verstimmte. Die Wogen gingen hoch. Der Rektor, ein Theologe, kündete als erster Redner zu immerhin etwelchem Befremden an, daß er den medizinischen Grünschnabel nun «vernichten» wolle. Diese «Aktion» erinnere ihn peinlich an die Action Française, der Ruf nach einem «Führer» an noch Peinlicheres. Er lehnte rundweg ab, helfen zu können, die Universität sei keine seelsorgerische Institution, sie habe Wissen zu vermitteln und nicht Romantiker zu amüsieren. Wir müßten selber zusehen, wie wir damit, mit uns und der Zeit fertig würden. Emil Ermatinger ergrimmte allein schon die bloße Nennung von Bruno Goetz und Herbert Cysarz. Ein Physiker wies auf Wein, Weib und Gesang hin, auf alle schönen Freuden, er verstehe nicht, was uns so bedrücke. Zustimmender klangen die Voten von Heinrich Zangger und Emil Brunner. Schließlich ergab die weitere Diskussion doch ein eher vermittelndes Bild, so daß Hans Barth wohlwollend berichten konnte: «Der Vorstoß dieses noch kleinen Kreises von Studenten, denen eine große Beteiligung an diesem Abend die tiefe Berechtigung ihres Tuns zeigen wird, entspricht letztlich der Einsicht, daß der handelnde Mensch vom forschenden nicht getrennt werden darf und daß *eine* Verantwortung das ganze Dasein bestimmend verpflichtet. Man kann sich nur freuen, wenn fürderhin Dozenten, Studenten und Freunde der Universität zu gemeinsamen Aussprachen zusammenfinden. Die Bewährung durch die Tat kann, was noch hochfliegend und vielleicht unbestimmt erscheint, allein rechtfertigen[16].» Anders empfand Jakob Bührer[17]: «Ein

[15] Neue Zürcher Zeitung, 5. Februar 1931, «Eine studentische Aktion».

[16] Neue Zürcher Zeitung, 7. Februar 1931, «Studentische Aktion».

[17] National-Zeitung, 8. Februar 1931, «Die Not der Jugend».

Jakob Bührers «Nase» aus seinem «Volk der Hirten» spielten wir einst begeistert in Glarisegg, Werner Zuberbühler als Giovanni Gerutti, Eduard Fueter als Kantonsrat Meili; ich selbst erhielt die existenzerhellende Rolle des Hugo Aeschlimann, eines schwadronierenden Kunstkritikers.

höchst merkwürdiger Abend. Im sogenannten roten Saal des Studentenheimes... in diesem ist just das Rot unerträglich. Es kommt von einer Tapete, deren unruhig unterbrochenes Muster unbedingt und heftig auf die Nerven geht»... ein Theologiestudent «formulierte den Jammer so: ‚Die Jugend kann nicht mehr leben, wie sie lebt'... Inmitten all dieser Männer, Gelahrten und Schüler sprach eine kleine Frau, ruhig und wohlüberlegt: ‚Vielleicht müssen wir unsere Not in anderen Gemeinschaften zu überwinden suchen.' Damit war wohl das einzige gesagt, was überhaupt gesagt werden konnte... Zugegeben und durchaus richtig: Es ist furchtbar, vor was wir stehen, auf den Trümmern aller Ideale von gestern. Liebe, Ehe, Vaterland, Gott, alles ungreifbar, dazu die Sicherheit: wir wissen nichts, weder von uns noch von der Welt... diese ganze sogenannte Kulturkrise beruht doch zuletzt darauf, daß die Anhäufung des Geldes in den Händen Weniger zum Widersinn wird und die ganze Organisation der menschlichen Gemeinschaft ihre nunmehrige Unbrauchbarkeit erweist. Darum, ihr Jungen von der Akademie: Es ist nicht der leiseste Grund zu verzweifeln. Es ist uns ein einfaches Organisationsproblem gestellt und weiter gar nichts.» Womit sich die Rotempfindlichkeit Jakob Bührers wieder aufs gewohnte und erträgliche Maß beruhigt hatte. Seinen Bericht kommentierte nochmals Friedrich Wilhelm Foerster. «Alles, was hier die schweizerische Universitätsjugend von sich sagte, trifft in noch erhöhtem Maße für die deutschen Universitäten zu ... Es besteht nicht die leiseste Hoffnung, daß von diesen selbst ein Versuch zur Heilung der hier bezeichneten inneren Not gemacht werden wird[18].» Carl Gustav Jung, der jenem rotstimmigen Abend auch beiwohnte, meinte: «Sie sind von einem Archetyp besessen! Das ist gut. Aber Sie können, was Ihnen vorschwebt, nicht innerhalb der Universität verwirklichen. Da lesen sie den Platon, aber sie leben ihn nicht. Natürlich sind Sie auch mit dem ‚Führer' mißverstanden worden. Sie meinen den ‚Guru'. Aber der ist kein Professor.» Das Echo war zwiespältig wie die Zeit selbst. Dietrich Schindler riet, zäh durchzuhalten. «Wenn ich recht verstehe, wollen Sie etwas ganz Einfaches. Die Verfächerung, Spezialisierung läßt sich nicht aufhalten. Es schwebt ihnen eine Art studium generale vor, und zwar als eine ständige Einrichtung. Das ist wertvoll. Das braucht aber noch viel Besinnung. Nehmen sie den Abend ernst, aber nicht tragisch. Die Betroffenheit der Studenten vor der Zeit ist auch unsere oder doch vieler unter uns Dozenten. Schlimm ist nur, daß sich die Philosophen ferngehalten haben. Die müßten sich doch in erster Linie interessieren.» Der größte persönliche Gewinn wurde die Freundschaft mit Heinrich Zangger (vgl. Abb. 23).

Zur Heilung meiner platonischen Verirrung bekam ich dringend den berühmten Vortrag von Max Weber «Wissenschaft als Beruf» empfohlen[19]. Die erhoffte Wirkung blieb jedoch gänzlich aus. Damals kannte ich von Weber nur diese kleine Schrift; er schien darin lediglich noch männlicher, schärfer, hoffnungsloser auszusprechen, was unsere eigenen Professoren an jenem Abend auch vorgetragen hatten. Da hieß es etwa: «Wer – außer einigen großen Kindern, wie sie sich gerade in den Naturwissenschaften finden – glaubt heute noch, daß Erkenntnisse der Astronomie oder Biologie oder der Physik oder Chemie uns etwas über den *Sinn* der Welt, ja auch nur etwas darüber lehren könnten: auf welchem Wege man einen solchen ‚Sinn' – wenn es ihn gibt – auf die Spur kommen könnte? Wenn irgend etwas, so sind sie geeignet, den Glauben daran, *daß* es so etwas wie einen ‚Sinn' der Welt gebe, in der Wurzel absterben zu lassen! Und vollends: die Wissenschaft als Weg ‚zu Gott'? Sie, die spezifisch gottfremde Macht?» Das waren noch

[18] «Die Zeit», «Nochmals Universitätsverödung», März 1931, S. 164.

[19] 1921 in zweiter Auflage.

vertraute Klänge. Allerorten wurden wir fleißig belehrt, daß zwischen Gott und Welt ein Abgrund gähne, zwischen Gott und Mensch nur die irrationalste aller Gnaden spiele, daß alles am Menschen ungöttlich sei und in seinem Geiste niemals Gott selber treibe. Das hat es so vielen meiner Generation ungemein erleichtert, diesen Professorengott schmerzlos und für immer aus ihrem Weltbild zu streichen. Einverstanden aber damit, daß weder der Demagoge noch der Prophet auf das Katheder gehören. Woran aber glaubte nun der «Wissenschafter» Max Weber selbst? Er stellt fest, daß sich die heute wirksamen «Wertordnungen» unvereinbar entgegenstehen. «Hier streiten eben verschiedene Götter miteinander, und zwar für alle Zeit ... über diesen Göttern und ihrem Kampf waltet das Schicksal, aber ganz gewiß keine ‚Wissenschaft' ... die alten vielen Götter, entzaubert und daher in Gestalt unpersönlicher Mächte, entsteigen ihren Gräbern, streben nach Gewalt über unser Leben und beginnen untereinander wieder ihren ewigen Kampf. Das aber, was gerade dem modernen Menschen so schwer wird, und der jungen Generation am schwersten, ist: einem solchen *Alltag* gewachsen zu sein. Alles Jagen nach dem ‚Erlebnis' stammt aus dieser Schwäche. Denn Schwäche ist es: dem Schicksal der Zeit nicht in sein ernstes Antlitz blicken zu können[20].»

Da stand alles beisammen, zu dem ich mich zeitlebens in Widerspruch setzte. Denn nun sahen wir sie in Europa allerorten heraufkommen, die Starken mit der richtigen Sicht, die sich als Soldaten des Schicksals fühlten, die mit dieser verlogensten aller Parolen ihre erkenntnisscheue Feigheit verdeckten. Jetzt marschierten sie in endlosen Massen heran, die dem Alltag gewachsen waren, und grüßten ihre Götter. Nie stand das «Erlebnis» so hoch im Kurs wie bei diesen höhnenden Verächtern der Wissenschaft, die bald jedem wüsten Lustgewinn, jedem Aberglauben Raum gaben, wenn dadurch nur ihr Rausch anhielt. Endlich war sie also wieder da, die Zeit der «kämpfenden Götter», die zwar weniger aus ihren muffigen Gräbern krochen als aus den dumpfen Hirnen der nach Rache brütenden Schlechtweggekommenen. Der Weg vom Schäumen bis zum Morden war kurz. Die Stunde der «Führer» war gekommen. Sie pflegten den jeweiligen «kämpfenden Gott» in der von ihnen heraufbeschworenen Massenbrunst und gaben sich als Sprachrohre der Vorsehung aus. Einer von ihnen schrieb in seinem Kulturfahrplan «Mein Kampf» den von diviner Logik erleuchteten Satz: «Auch hier bedurfte es der Faust des Schicksals, um mir das Auge über diesen unerhörtesten Völkerbetrug zu öffnen[21].»

Unterdessen stand in der Schweiz der Frontenfrühling im Aufgang; vehemente, diesmal aber ganz realistische Aktivisten traten auf den Plan, womit die platonische «Aktion» in ein hoffnungsloses Feld der Mißverständnisse geriet. Reihenweise schlossen sich die Studenten «anderen Gemeinschaften» an, und manche dieser Gruppen betrieben die von uns grundsätzlich verpönte Politisierung der Hochschule. Wir versuchten vergeblich, die sokratische Substanz in unseren Lehrern zu beschwören, verlangten ein alle Fakultäten zentrierendes studium generale, wir suchten Führung, daß sie uns von allen «Führern» befreie. Wir erhofften Aufschlüsse über das Wesen der Politik, der Krisen, der Rolle des Unbewußten in den Massenerscheinungen, über Marx und Rußland, auch über die Gründe des Versagens beim Völkerbund. Wir

[20] Die spätere Begegnung mit dem Werke Max Webers vermochte diesen frühen Eindruck nicht zu berichtigen. Er starb schon 1920, hat also die Heraufkunft Hitlers nicht mehr erlebt. Karl Jaspers sagt von ihm: «Die Zeit schrie nach Persönlichkeit; die größte, die sie besaß, hat sie nicht brauchen können.» Was wir damals gegen ihn empfanden, sieht im Lichte der Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges aller Befragung erneut würdig aus.

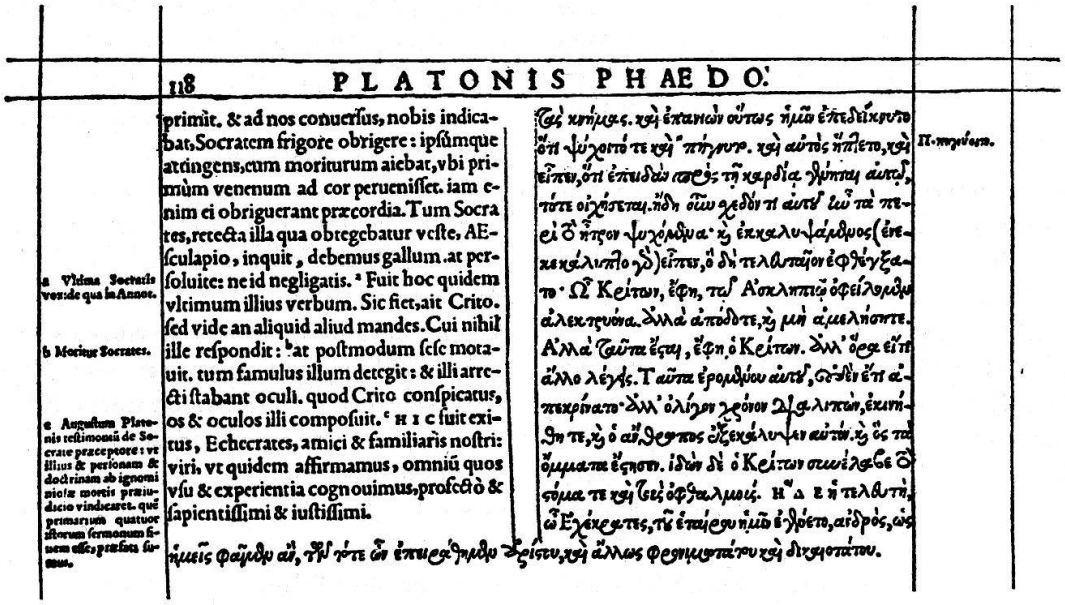
[21] Adolf Hitler: Mein Kampf, S. 40, 178. bis 180. Auflage 1936.

glaubten noch, die Zeit ließe sich aus der Zeit allein verstehen. Aber die babylonische Sprachverwirrung, die Entschiedenheit der Studenten, auf eigene Faust mit der Welt fertig zu werden, teils zu hoch gestimmte Erwartungen mancher Dozenten, wie auch der Ärger, am guten Schlafe einer Welt gerührt zu haben, vieles mehr noch, führte zum baldigen Erlöschen der «Aktion». Der Hauptgrund lag aber eindeutig in der eigenen Unreife, schlimmer Unkenntnis, dem Unvermögen, in dem heraufgerufenen Fermentgebrodel durch die Tat zu bewähren, was größerer Einsicht bedurfte. In der Jugend hat man oft genug die Begeisterung, nicht aber des Geistes Erfahrung, kommt es zu dieser, verweht wieder der jugendliche Elan. Studenten können nicht leicht Gründer sein.

Sodann verlangte mein studium particulare Examina, und zwar in guter, ausgewogener Ordnung. Das Fach beglückte, auch der vielberufene «menschliche» Kontakt mit den Dozenten ließ nichts zu wünschen übrig. Nur durfte man vom Professor der Anatomie nicht auch noch erwarten, daß er den Termitenwahn der Massenparteien zu heilen wisse.

«Was macht die Passion?» fragte ein Freund, der viel Humor besaß. Sie hat mein ganzes weiteres Leben bestimmt. Die Beschränkung war notwendig. Mit den Erfahrungen häuften sich immer die Bücher, sie konnten warten, und ich hatte das auch zu lernen. Langsam fanden sich die entscheidenden Werke zur Geschichte der Universitäten, der Akademien, des höheren Schulwesens, der Wissenschaften ein. Werke von Max Lenz, Friedrich Paulsen, Adolf von Harnack, Stephen d'Irsay, Hastings Rashdall und Georg Sarton.

Die Ausgaben Platons mehrten sich, Werke über ihn und den Platonismus. Es wurde ein festlicher Tag, da uns Thea Hoffmann-Zürcher aus dem Nachlaß ihres Gatten die drei großen Lederbände des Henricus Stephanus schenkte. Diese berühmte Edition hat denn auch die Ehrennummer 1 des Archivs erhalten[22]. Heute liegen die Schriften Ernst Hoffmanns vollzählig vor, dazu eine breite Sammlung Ausschnitte aus der Presse, die er sich mit den Jahren anlegte. Auch dieses Gebiet wird seit Jahren gepflegt und bedarf bald genug einer fachmännischen Hand für die richtige Archi-



118 PLATONIS PHAEDO.

primit. & ad nos conuersus, nobis indicabat, Socratem frigore obrigere: ipsumque attingens, cum moriturum aiebat, vbi primùm venenum ad cor peruenisset. iam enim ei obriguerant præcordia. Tum Socrates, retecta illa qua obtegebatur veste, AEsculapio, inquit, debemus gallum. at persoluite: ne id negligatis. [a] Fuit hoc quidem vltimum illius verbum. Sic fiet, ait Crito. sed vide an aliquid aliud mandes. Cui nihil ille respondit: [b] at postmodum sese motauit. tum famulus illum detegit: & illi arrecti istabant oculi. quod Crito conspicatus, os & oculos illi composuit. [c] H I C fuit exitus, Echecrates, amici & familiaris nostri: viri, vt quidem affirmamus, omniũ quos vsu & experientia cognouimus, profectò & sapientissimi & iustissimi.

a Vltima Socratis vox: de qua in Annot.

b Mortuus Socrates.

c Augustum Platonis testimonũ de Socrate præceptore: vt illius & personam & doctrinam ab ignominiosa mortis præiudicio vindicaret. quẽ primarium quatuor istorum sermonum finem esse præfatus fuerat.

ἡμεῖς φαμὲν αὖ, τὴν τότε ὧν ἐπιεικέστατα ἐμοῦ ἐπιχειρήσαντα ἀρίστου, καὶ ἄλλως φρονιμωτάτου καὶ δικαιοτάτου.

Π. πρόσωπ.

29 *Schluß des Phaidon mit der Schilderung von Sokrates' Tod. Aus dem ersten Band der Platon-Ausgabe des Henricus Stephanus (siehe Abb. 34).*

22 Siehe Abb. 29 und 34.

vierung. Alle Fragen der «Aktion» blieben wach und verlangten nach ihrer Dokumentation. Durch die noch vorhandenen Aufzeichnungen geisterte erstmals der Plan einer «Helvetischen Akademie», aber die Größe der Vision kontrastierte bedenklich mit dem armseligen Inventar der eigenen Kräfte. Mag sein, daß die Zeit nicht reif ist für manche Pläne. Falls einer jedoch die Zeit braucht, um sie durchzuführen, muß er sie nehmen, wie sie ist, nicht wie er sie sich wünscht. Es gibt immer auch unter Planern schellenlaute Toren, die mit einem Strohfeuer die Nacht der Zeit erhellen möchten, und dann ein Leben lang in Ressentiment versauern, weil die Finsternis das nicht begreifen wollte. Wir selber gehören zur Zeit und vermögen in sie zu säen. Was fruchtbar ist, hat seine Chance. Sollten meine Dinge je gelingen, so müßten sie alle Gegnerschaften, Stürme und Zeitwidrigkeiten bestehen können, bis in die bitterste Verlassenheit hinein. Was keine Prüfung erträgt, hat sich auch noch nicht bewährt. Das gilt von Plänen ebenso wie von ihren Verwirklichungen.

Kurz nach meinem zweiten propädeutischen Examen starb mein Vater. Schon ein Jahr zuvor verließen wir für immer die Dübendorfer Heimat und zogen nach Zürich. Jetzt hatte ich meinen besten Kameraden verloren. Auch er war damals im «Roten Saal» dabei. Mit niemandem vermochte ich meine Dinge so rückhaltlos zu besprechen wie mit ihm. Alles, was mir aus seinem Erbe zukam, ist dem Archiv eingefügt. Da stehen viele seiner entomologischen Werke, die Meyerschen Klassiker und das Meyersche Lexikon; Philosophisches besaß er fast gar nichts. Aber auch seine Büchergestelle, sein Schreibtisch, sein Mikroskop, so manches noch, rettete sich über verschiedene, anekdotenreiche Möbelgräber hin in seine heutige, tägliche Brauchbarkeit. Es ist viel dazu gekommen – der alte Kern bewahrt seine formende Kraft. Das zweite klinische Semester in Wien wirkte dann wie eine Erlösung aus dem zermürbenden, immer noch fortzeugenden Echo der «Aktion».

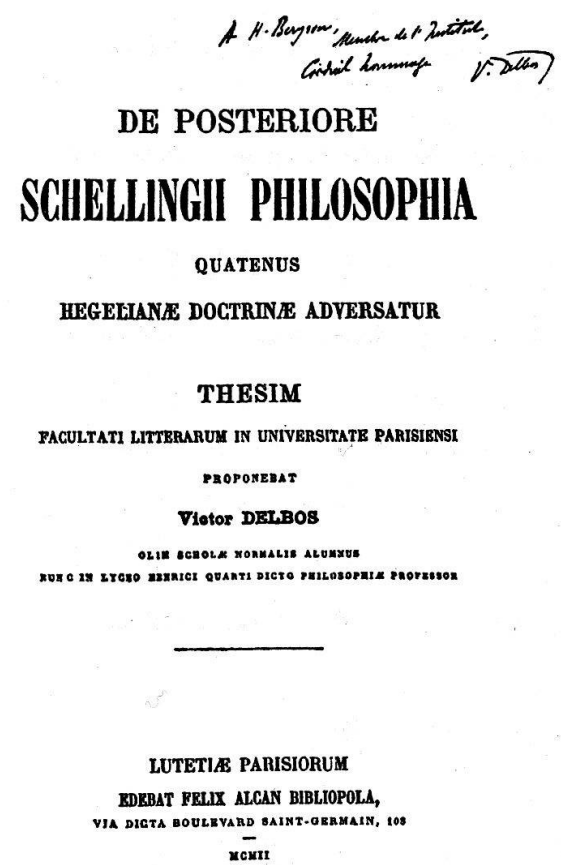
Die ersten Auslandsemester – Wien Sommer 1932, Berlin 1933/34

So sehr der Wiener Aufenthalt persönlich unter gütigsten Sternen stand, bedrückte das Leben in der gequälten Stadt Maria Theresias leidvoll genug[23]. Alle Baumühe der Nachkriegszeit sah sich in Frage gestellt, seit Hitler mit infamen Methoden um die Seele des Volkes zu werben begann. Nationalsozialistische Stoßtrupps aus dem «Reich» terrorisierten unsere jüdischen Kommilitonen, darunter auch ahnungslose Amerikaner; den Rektor bekamen wir der ständigen Unruhen wegen überhaupt nicht zu Gesicht. Hier stand nun eine Universität im vollen Sturm der Zeit und erlag wie wehrlos einer politisch-ideologischen Unterwanderung. Die Luft war krank, eine schleichende Lähmung senkte sich auf alle. Täglich wanderten wir von Klinik zu Klinik, saßen wieder zu Füßen hervorragender Lehrer, während auf den Straßen die Armut betteln ging, die Zeitungen unheilvolle Schlagzeilen ausspien, die Parteien verbissen ihre Kräfte wogen und die Wiener Fröhlichkeit mit würgenden Sorgen kämpfte. Auch über Budapest, in seiner leuchtenden Schönheit, lag ein Schleier gespenstiger Schwermut, wie noch einmal in diesem Sommer über Prag.

Von nun an stand mir in aller Deutlichkeit der Aufbau einer Bibliothek des gesamten Wissens um den bedrohten Menschen vor Augen. Sie würde dereinst in einer Forschungstätte ihre Aufstellung finden. Bedeutete bisher das Stöbern in den Antiquariaten eitel private Lust, so erhob sich auch dies um eine Stufe. Hier in Wien waren die Schriften von Freud und seinen Schülern für einen Spottpreis zu haben; die Taschenausgabe Nietzsches, Hermann Schneiders «Kulturleistungen der Menschheit» – für wenige Schillinge. Jüdische

[23] «Als Medizinstudent in Wien.» «Du», Januar 1947.

Händler in Aufbruchsstimmung freuten sich verhalten, daß ein Schweizer diese Bände erstand. Was wäre alles über die Begegnung mit Antiquaren zu erzählen! In Jena, Erlangen, in Heidelberg und Berlin, in Rom, in Florenz, im unerschöpflichen Paris etwa bei Monsieur Vrin, links und rechts des Boulevard St-Michel oder Saint-Germain, bei den träumenden Bouquinisten längs der Seine. Oder in London. Oder in New York und Boston. Immer fand sich



DE POSTERIORE

SCHELLINGII PHILOSOPHIA

QUATENUS

HEGELIANÆ DOCTRINÆ ADVERSATUR

THESIM

FACULTATI LITTERARUM IN UNIVERSITATE PARISIENSI

PROPONEBAT

Victor DELBOS

OLIM SCHOLÆ NORMALIS ALUMNUS

NUNC IN LYCEO HENRICI QUARTI DICTO PHILOSOPHIÆ PROFESSOR

LUTETIÆ PARISIORUM

EDEBAT FELIX ALCAN BIBLIOPOLA,

VIA DICTA BOULEVARD SAINT-GERMAIN, 108

MCMII

30 Diese Pariser Dissertation des Franzosen Victor Delbos vom Jahre 1902 ist wohl die letzte, die in lateinischer Sprache über Schelling erschien. Sie trägt eine Widmung an Henri Bergson. Monsieur Vrin trennte sich nur ungern von ihr.

so ein «grundgescheuter Antiquarius», der weiter führte. Jahraus, jahrein kommen die Kataloge ins Haus, die Jagd nach dem Buch kennt keine Schonzeiten.

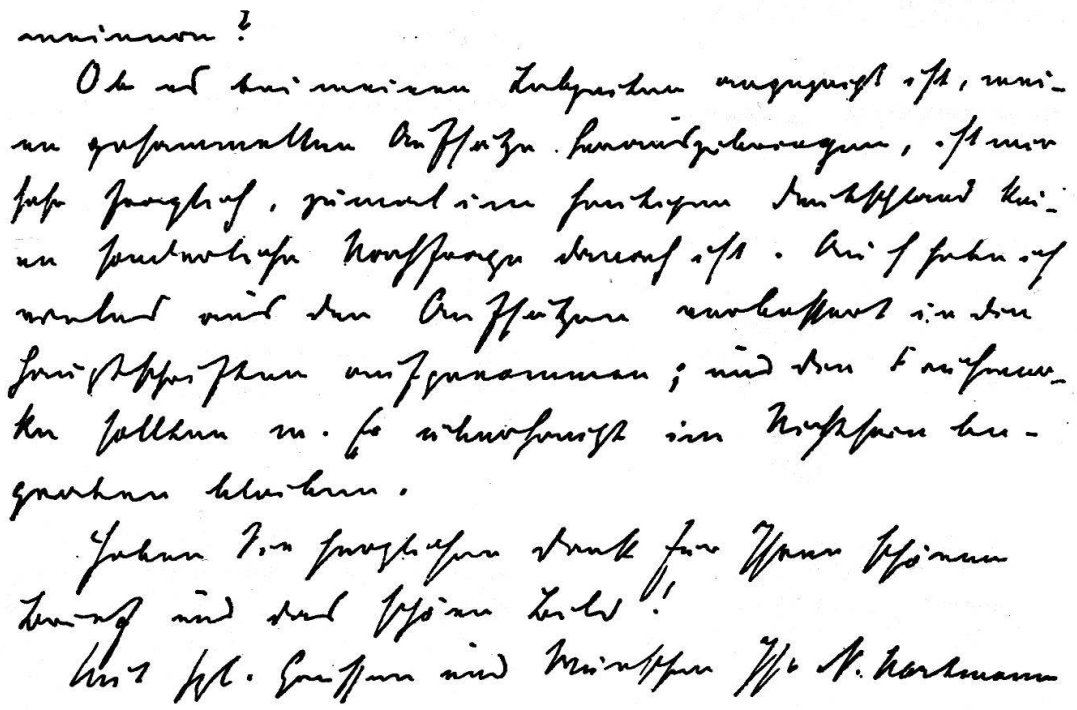
Auch die Wiener Klinik lehrte, den Leiden des Menschen in nüchterner, liebender Sachlichkeit zu begegnen. Da wurden nicht in leichtfertiger Manier noch unbekannte Mächte vergottet, die Medizin unterwarf ihrer Forschung, was sich unterwerfen ließ. Der Rätsel blieben noch genug. Stets gaben sich die Ärzte eine ergreifende Mühe, dem Einzelnen in seiner Not zu helfen, ihn vor Verfall und Tod zu retten. Und doch geriet der geheilte Patient mit seiner Entlassung aus dem Spital erst recht in völlige Hilflosigkeit – ein schreiender Widerspruch. Warum hörte die Fakultät nicht auf *diese* Not? Warum sah sie diese viel größeren Leiden und Gefahren nicht? Warum gab es noch keine Pathologie der Gemeinschaft, keine erfolgreiche Psychopathologie der Massen, der Völker, der Menschheit? Ideen, Mythen und «Götter» wirken ja weit gefährlicher als Tumore und Bazillen. Warum wurden *sie* nicht mit dem gleichen stupenden Ernst untersucht, wie er in den pathologischen, den bakteriologischen Instituten herrschte, warum blieb es bei der starren Zahl der überkommenen Wissenschaften? Wer konnte hier überhaupt belehren, wo, wie mußte man beginnen, selbst in dieser Zeit des Verfalls? Im ungewissen Glauben, diese Klarheit in der Philosophie zu gewinnen, beschloß ich, für zwei Semester das Studium zu wechseln, nach dem Brandherd Berlin zu fahren, und zwar zu Nicolai Hartmann.

An der Spree herrschte ein mit preußischer Zucht geordnetes Chaos. Die Universität war schon völlig gleichgeschaltet, wenn auch die berühmten Lehrer noch lasen. So Heinrich Maier oder Werner Jaeger. Der eine starb bald, des andern Abschied glich dem Auslöschen eines strahlenden Lichtes. Die Emigration löste nur noch persönliche Probleme. Wer blieb, mußte die Quadratur des Zirkels versuchen. Einige hielten sich in der Aura fast rätselhafter Kräfte der Immunität. So Romano Guardini, so Nicolai Hartmann.

Dieses Jahr deckte mir schonungslos auf, was im Menschen ist. Aller schöngeistige Humanismus, aller sich tief gebende Idealismus verrät die Wahrheit des Wirklichen,

wenn er die misère de l'homme nicht voll einbezieht. Berlin erschien wie eine riesige, soziale Klinik. Es gab keinen Winkel mehr, in den nicht der Terror griff, die Vergewaltigung des Gewissens geschah, Ratlosigkeit wohnte oder schon eifrig den kämpfenden Göttern geopfert wurde. Mein Zimmervermieter, Pommer und Kommunist, schob mir ständig illegale Literatur unter die Bettdecke. Zur Immatrikulation kam es nicht. Wohl aber zum prompten Herauswurf aus Baeumlers Fachschaft[24], Besuch der Gestapo in meinem broschürenverseuchten Zimmer, Aburteilung durch ein jammervolles «Studentengericht» als «Wesensjude» und die Einweisung in die Kategorie der «gelittenen Ausländer». Das sprachschöpferische Vermögen des braunen Milieus war staunenswert. Dennoch erkannte ich das Bedrohliche der Lage wohl doch erst nach den Röhm-Morden. Wer mich durch alles hielt, war Nicolai Hartmann (Abb. 38).

Persönlich zunächst abweisend, von eiserner Werkdisziplin, kalt, klar, geduldig, auf Leben und Tod den echten Problemen verschworen, so stand er vor uns, aller Verblasenheit feind, ein Gelehrter, der die Sachen reden ließ, die Verhältnisse, Strukturen und Gefüge. Mitunter wirkte er wie ein Organ der Wahrheit, es war schwer, ihn vom Persönlichen her zu «relativieren». Und doch, wie konnte dieser Kopf nur in einer derart konvulsivischen Zeit unbeirrbar seine stille Forschung durchtragen? Wenn Guardini über Pascal oder Dostojewskij sprach, fieberte in jedem Satz der Zeitbezug. Hartmanns Ethik-Vorlesung aber ging unbeirrbar allein den Weg der Probleme selbst. Er schien lediglich in seinen philosophiegeschichtlichen Zusammenhängen zu leben. Suchte ich nicht das bare Gegenteil? Ich wollte doch auch nichts anderes als ein Genosse, ein Kind dieser



31 Ein Brief Nicolai Hartmanns vom 11. 12. 38. Er korrigiert darin zunächst seine Bildwidmung (s. Abb. 38) «ἡ γαρ ἀλήθεια εν βύθῳ» und bezweifelt die Sinnfälligkeit einer Sammlung seiner Aufsätze. Diese liegen heute glücklicherweise vor («Kleinere Schriften», Berlin 1955ff. in drei Bänden). Den Spruch des Demokritos – «Die Wahrheit aber liegt in der Tiefe» – haben wir immer als Motto der Akademie empfunden.

[24] Es wurde Alfred Baeumlers «Nietzsche der Philosoph und Politiker» behandelt (1931).

Zeit sein, mich nicht in ein Gehäuse der Vergangenheit verkriechen, nicht den Bewohner kommender Räume mimen. Hartmann zeigte den Weg in die eigene Freiheit. Wer Täter sein will, der ergreife an Lehren, was ihm die Zeit bietet, was er aus der Tradition, aus dem eigenen Ingenium nehmen kann. Wer die Lehre erweitern will, kann nicht zugleich Täter sein. Ich glaubte zu erkennen, daß es für die rettende Tat am Ausbau der Lehre fehle. Meine ganze Natur drängte zum Praktischen. So begriff ich schließlich meinen Auftrag, mehr als die Lehre selbst auszubauen doch den Ausbau der Lehre zu fördern. Ein Einzelner kann das Rad der rasenden Geschichte nicht aufhalten, wohl aber tätig innerhalb dieser Geschichte das Wahrheitswerden stärken, daß es auf sie zurückwirke. Wäre es so, wie Max Weber sagt, daß ewige Götter ewig miteinander kämpfen, dann gliche die Historie allein dem gleichgültigen Wellenschlag am Strande, dann gäbe es Wahrheit nur als ephemeres privates Ereignis. Wie sollte der Strom der Geschichte anders als fiebernd in blutigen Exzessen die turba gentium in alle leere Zukunft stoßen, wenn der Mensch diese «Götter» walten läßt? Es ist nicht Gott, von dem Weber spricht. Es sind Mythen, die den kollektiven Wahn der Menschen in die Verbrechen schleusen. Der Wahn aber gehört weder in die Theologie noch in die Jurisprudenz, sondern in die Domäne der Medizin.

Einst wollten wir uns über den Marxismus, den Völkerbund, das Wesen der Krisen, der Politik aufklären lassen, in der Meinung, das müsse unseren Lehrern doch ein Leichtes sein. Jetzt erkannte ich, wie sehr die Erhellung der fundierenden Kategorien noch in den Anfängen steckt. Was ist «Geist», «Trieb», «Macht», «Glück», «Sinn» – was ist der «Mensch»? Was ist «Gemeinschaft», «Friede», «Wahrheit», «Freiheit»? Die Tätigen wirken aus dem Unreifen, dem Vorläufigen – das Leben kann nicht warten. Und doch treibt es ständig auch in den Werkleuten der Klärung, Forschung, der Sinnsuche. Warum erweitern wir *diese* Front nicht? Es nützt wenig, von den so schon mit historischen Bürden überfrachteten Universitäten ein Mehreres zu fordern, von bestehenden Wissenschaften Dinge zu verlangen, die sie ihrer anfänglichen Bestimmung nach gar nicht geben können. Es braucht neue Institutionen. Manchmal sah ich ihre inneren und äußeren Konturen in aller Klarheit vor mir. Ließe sich nur ebenso deutlich davon reden, müßte das Bild überzeugen. Wie das Mittelalter Dome und Klöster baute, würde unsere Zeit solche Stätten der Erhellung des Phänomens «Mensch» bauen. Wenn dies ein Einzelner ins fordernde, rufende Wort trug, mochte er wohl damit scheitern, aber der Versuch war es wert.

Jahre im Schatten (1937–1942)

Die Studien ordneten sich schon fest auf das abschließende Staatsexamen hin, als unklare Fieber im Juni 1937 eine Röntgenaufnahme nahelegten. Es zeigte ein spezifisches Lungeninfiltrat. Franz Volhard sprach von einem leichten Fall, es folgten jedoch Jahre der damals noch heimtückischen Krankheit. Jetzt schien nicht nur das angestrebte Werk, sondern das Leben selber zu zerrinnen. Der «Zauberberg» grub seine Zeichen unverlöschlich ein. Wohl den tiefsten Stand welkender Hoffnungen brachte 1939 der Berner Versuch, das medizinische Studium wieder aufzunehmen, um den Abschluß doch noch zu erzwingen. Ein erneuter Rückfall trieb die so schon nagenden Zweifel in eine graue Verzweiflung. Das alte «dum spiro, spero» ermattete nach beiden Verben hin. Von Zürich her aber funkte Heinrich Zangger: «Nur nicht aufgeben! Taktisch! An Plänen festhalten, wenn auch andere Wege!» Wie war das mit den Blättern der Sibylle? Stiegen sie nicht auch im Preise, je weniger ihrer wurden? Aber wie sollte ich das Leben meistern, wenn nicht als Arzt, wie meinen Traum in die Wirklichkeit tragen, wenn

nicht als Dozent? Als Outsider etwas zu wirken, dazu bedurfte es in erster Linie einer Bärengesundheit, eines Bärenfells, um die Stiche auszuhalten, um die Wälle zu bezwingen, die sich nur zu verständlich gegen Laien, Dilettanten und andere Bönhasen aufrichten. Dann brach der allgemein erwartete Krieg aus. Die Kameraden rückten ein, jeder kannte und tat seine Pflicht, ich wurde mit meinen beiden Pneumothoraxanlagen überall als unbrauchbar abgewiesen. Diese Zeit brachte die letzten Selbstprüfungen. Verfolgte ich nicht doch eine Phantasmagorie, war es vielleicht nur die Eitelkeit, die da trieb, sublimierte ich die Unfähigkeit, etwas Kleines, Bescheidenes zu vollbringen mit selbsttrösterischen Gigantendingen? Ist der Plan einer Akademie überhaupt gesund, nötig, möglich; wird er nicht schon von andern verfolgt, Berufeneren, Besseren; läßt sich ein solches Unternehmen nicht allein nur noch durch den Staat, durch die großen Foundations verwirklichen?[25]

Und diese Bibliothek? Wie kann einer nur von so ein paar zusammengestoppelten Büchern groß reden? Einige schäbige Bände aus der allerdings wertvollen Hegel-Ausgabe von 1832, einige ebenso traurige Bruchstücke der allerdings verdienstlichen Schelling-Ausgabe von 1856. Nur ein Narr vermochte darin die Anfänge einer «Weltbibliothek der Philosophie» zu sehen. Für so etwas braucht es ein Vermögen. Ein Kranker ohne Beruf aber sollte zuerst einmal darnach trachten, daß er weder anderen noch sich selbst zur Last fällt. Die Rechnungen gingen nicht mehr auf. Verloren aber ist nur, wer sich selbst verloren gibt. Die Freunde, die Ärzte, aus deren Liebe ich leben durfte, haben nie versagt. Wenn es noch einmal ein Gelingen gibt, ist es ihnen zu verdanken. Und so blieb schließlich auch diesmal die Wende nicht aus.

Altes Gepäck auf neuen Wegen

Eduard Fueter ermunterte, an einem Wettbewerb der «Schweizerischen Hoch-

[25] In Kants «Prolegomena» heißt es: «Pläne machen ist mehrmalen eine üppige, prahlerische Geistesbeschäftigung, dadurch man sich ein Ansehen von schöpferischem Genie gibt, indem man fordert, was man selbst nicht leisten, tadelt, was man doch nicht besser machen kann, und vorschlägt, wovon man selbst nicht weiß, wo es zu finden ist»...

LEGENDEN ZU DEN FOLGENDEN ACHT BILDSEITEN

32 Der sterbende Sokrates. Plastik des russischen Bildhauers Markus Antokolskji (1843–1902) im Museum Alexander III. Diese Aufnahme stammt von der Kopie in Lugano.

33 Antike Münzen, Beispiele zu dem in bescheidenen Anfängen steckenden «Museum der Philosophie». Oben: *eine Tetradrachme aus dem perikleischen Athen um 450 v. Chr. Sie kann durch Platons Hand gegangen sein. Athene ist dargestellt, die stehende Eule mit dem Lorbeer und der Signatur* A O E. Links unten: *Kopf des Kaisers Konstantin (288–337). Im Edikt von Mailand wird 313 dem Christentum die Gleichberechtigung mit den alten Kulten eingeräumt, 325 Konzil zu Nicaea, 330 Einweihung und Umtaufe von Byzanz in Konstantinopolis zur neuen Reichshauptstadt.* Rechts unten: *Kaiser Justinian (Tod 565). Bringt das byzantinische Reich zur Blüte, schließt 529 die Akademie Platons in Athen, während Benedikt von Nursia im selben Jahre das Kloster Monte Cassino gründet. Weiht 563 die Hagia Sophia in Konstantinopel ein; die Mosaikenkunst in Ravenna.*

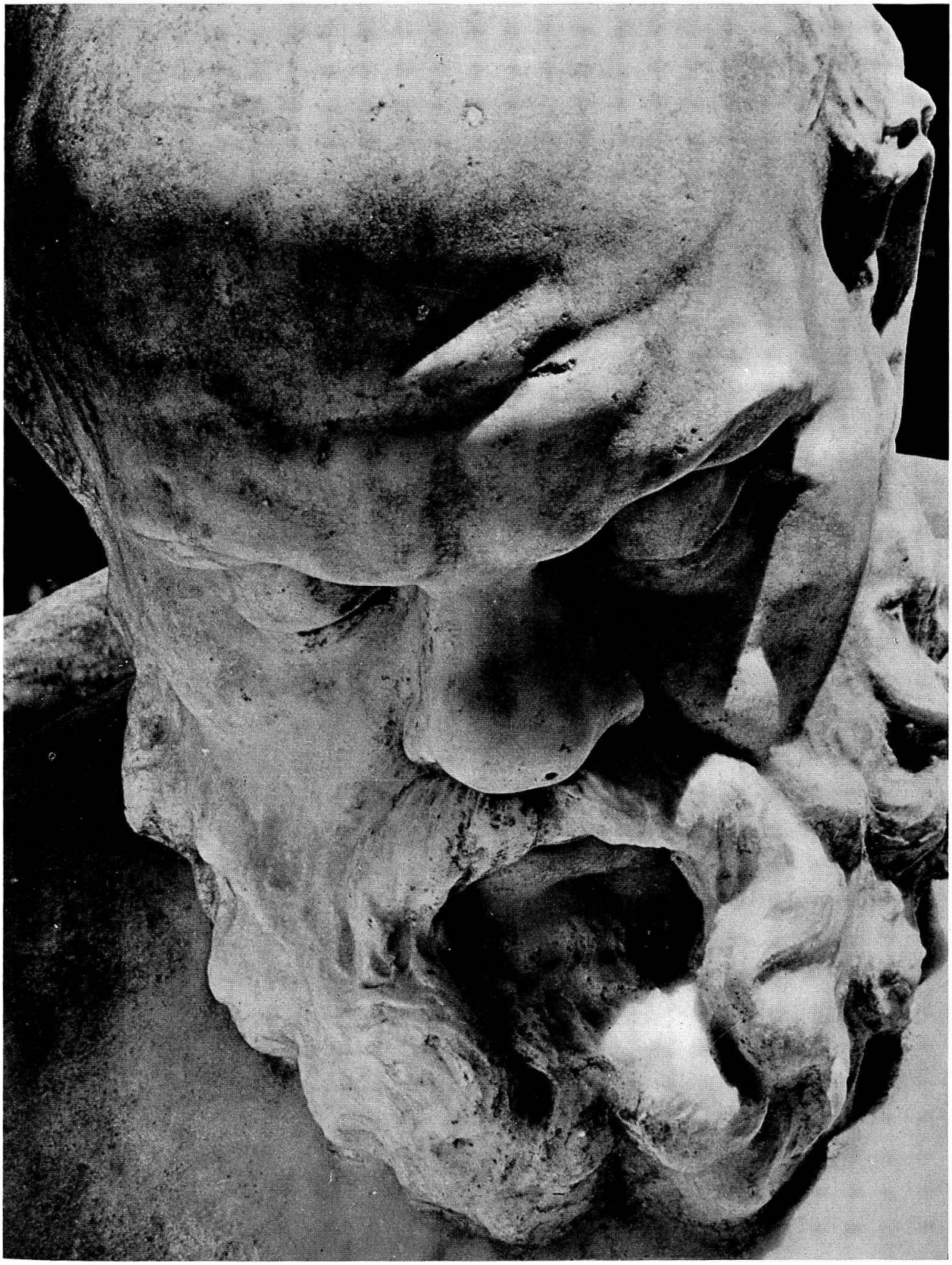
34 Titelblatt der dreibändigen Platon-Ausgabe des Henricus Stephanus, deren Paginierung für die Forschung bis heute vorbildlich blieb (Paris 1578). Geschenk von Frau Thea Hoffmann-Zürcher.

35 Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831) lehrend. «Nach der Natur gezeichnet und lithographiert von Franz Kugler» (1808–1858). Originallithographie.

36 Das berühmte Daguerrotyp Friedrich Wilhelm Joseph von Schellings aus dem Jahre 1850, der kostbarste Besitz des Archivs. Geschenk des Herrn Friedrich Egidius Schelling, eines Nachkommen des Philosophen.

37 Aus der Bildersammlung des Archivs. Links oben: *Franz Xaver von Baader (1765–1841),* unten: *Karl Rosenkranz (1805–1879), führender Hegelianer und Dozent in Königsberg.* Rechts oben: *Samuel Alexander, australischer Philosoph (1859–1938),* unten: *Herbert W. Schneider, amerikanischer Philosoph, Verfasser von «A History of American Philosophy», New York 1946, in viele Sprachen, darunter auch die deutsche, übersetzt.*

38 Nicolai Hartmann (1882–1950). Siehe auch Abb. 31.



ΠΛΑΤΩΝΟΣ

ΑΠΑΝΤΑ ΤΑ ΣΩΖΟΜΕΝΑ.

PLATONIS

opera quæ extant omnia.

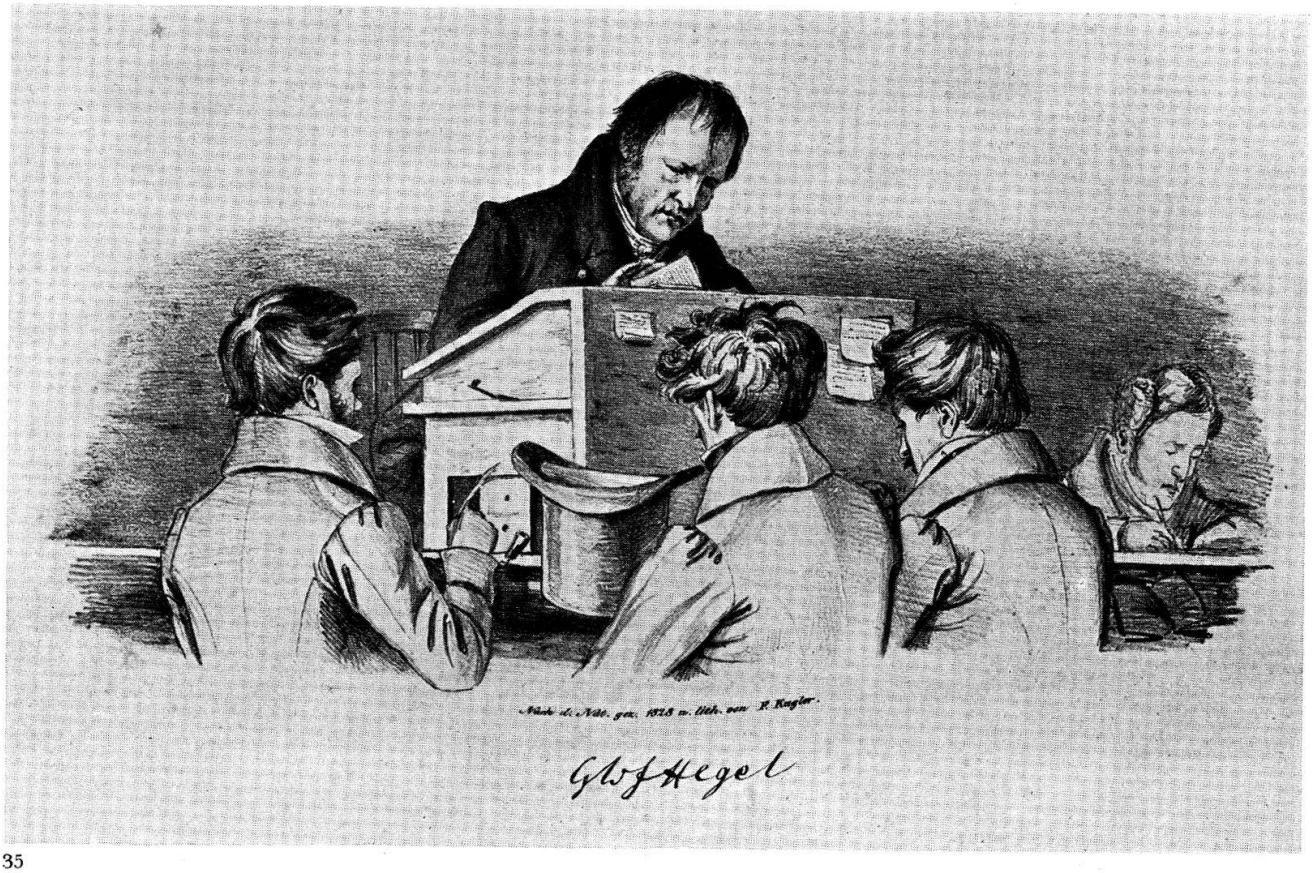
EX NOVA IOANNIS SERRANI INterpretatione, perpetuis eiusdẽ notis illustrata: quibus & methodus & doctrinæ summa breuiter & perspicuè indicatur.

EIVSDEM Annotationes in quosdam suæ illius interpretationis locos.

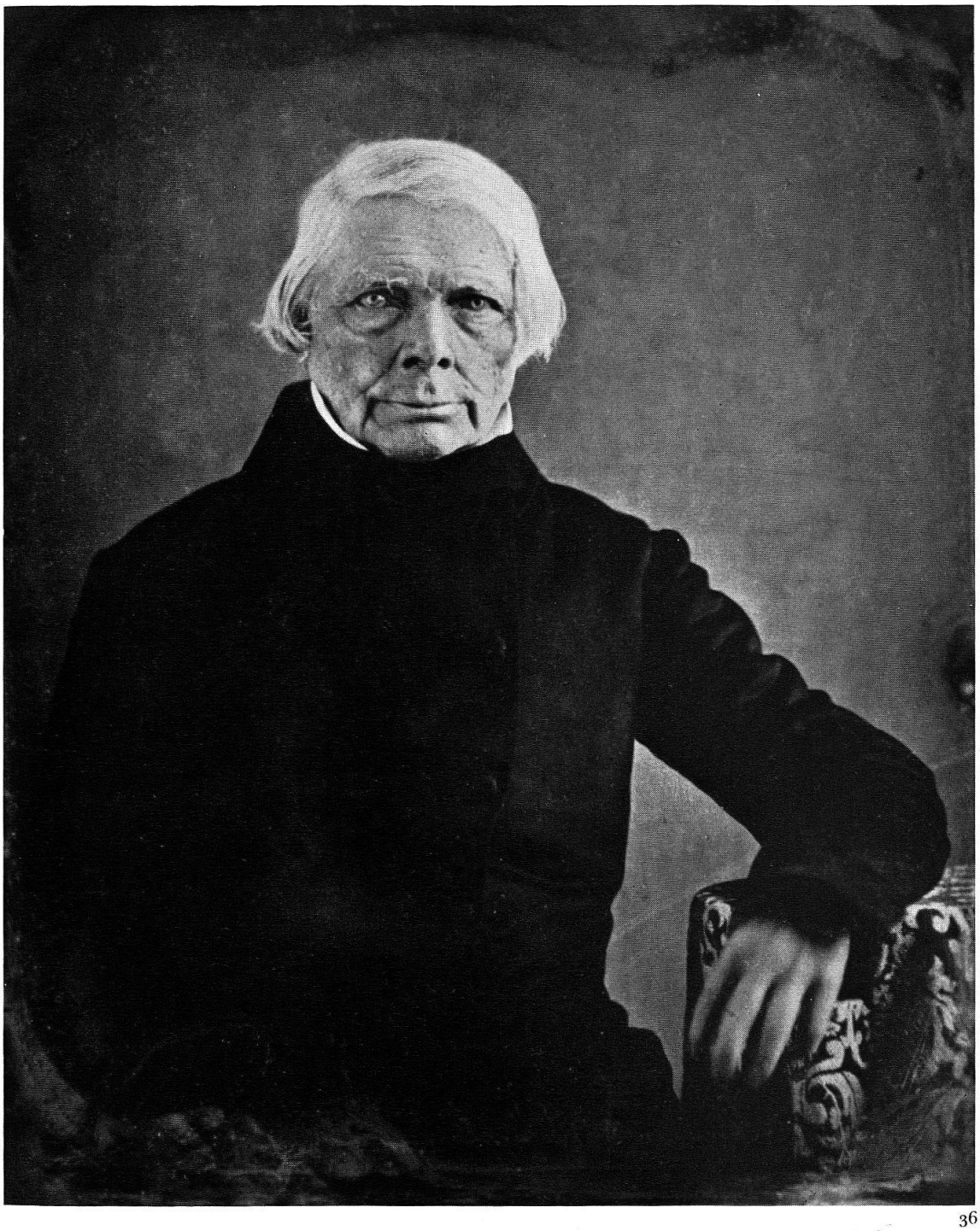
HENR. STEPHANI de quorundam locorum interpretatione iudicium, & multorum contextus Græci emendatio.

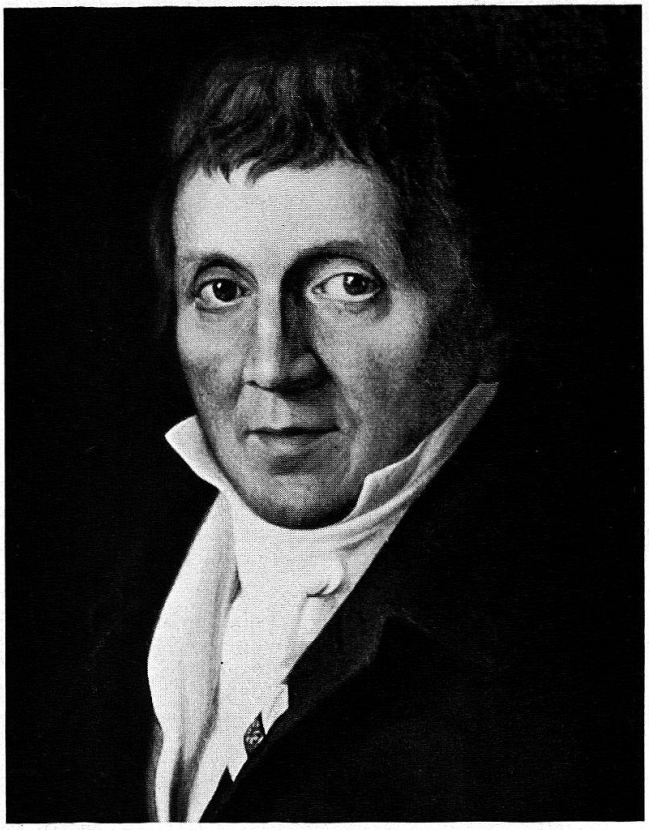
EXCVDEBAT HENR. STEPHANVS,

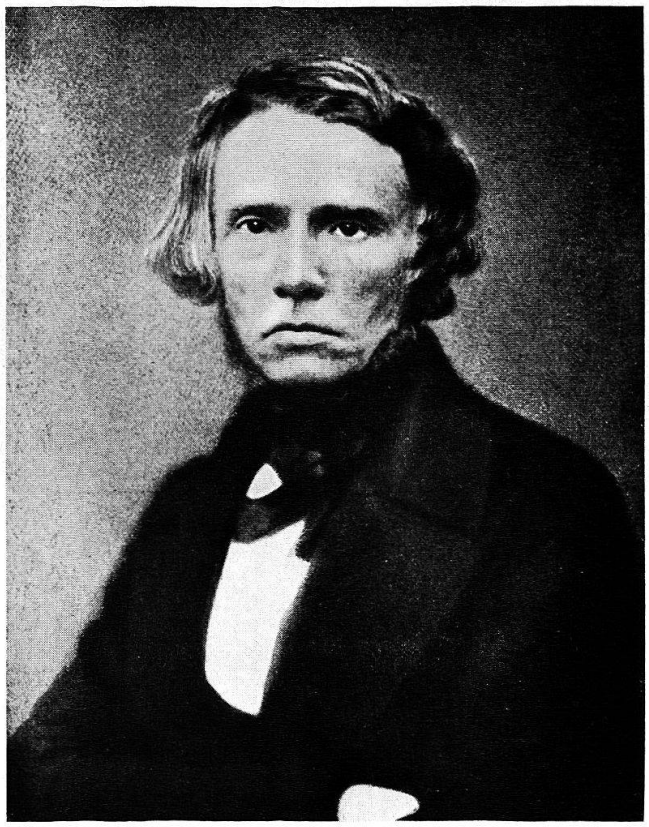
CVM PRIVILEGIO CÆS. MAIEST.

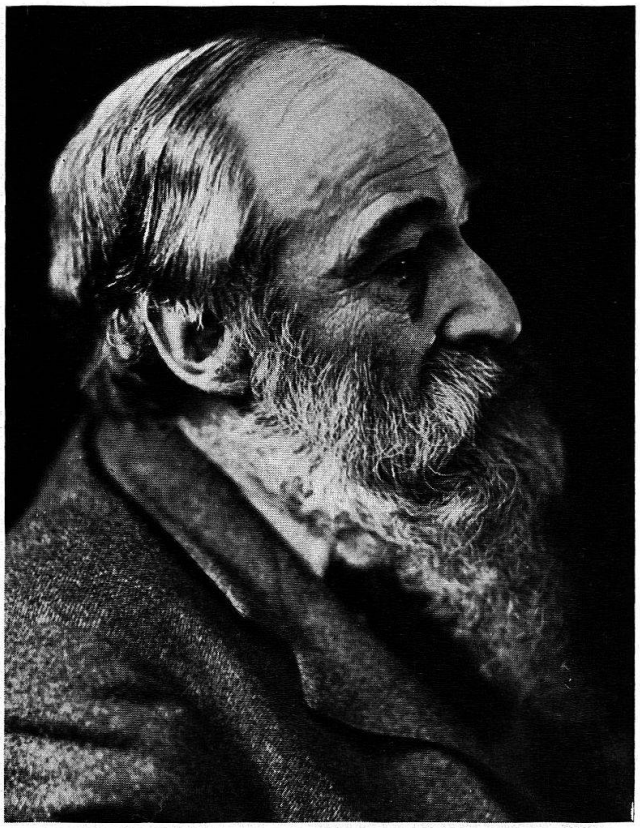


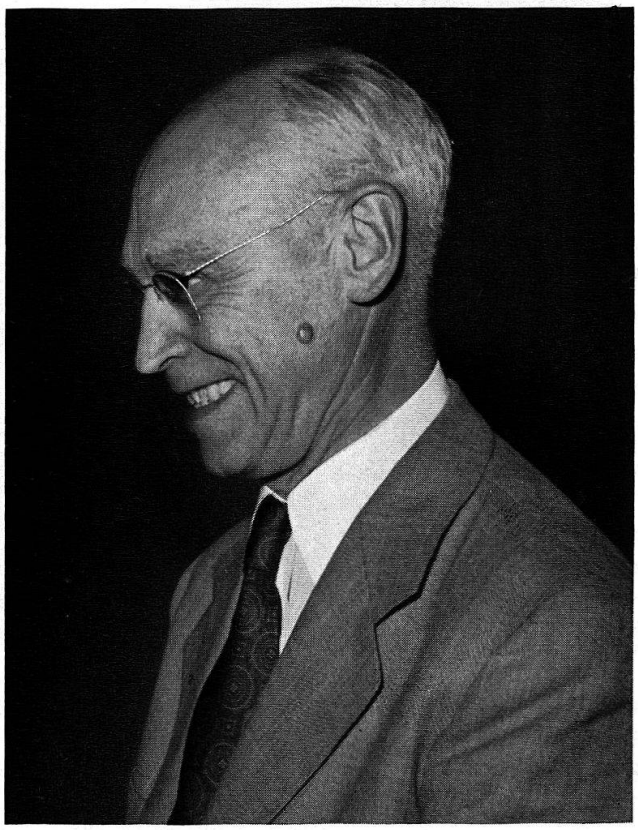
35











ἡ γὰρ ἀλήθεια ἐν βάθει

Nicolai Hartmann

schulzeitung» teilzunehmen, Hermann Weilenmann, an der Zürcher Volkshochschule über Tierpsychologie vorzutragen. «Nehmen Sie unverfroren Coramin», riet Karl Reucker, der unvergessene Redaktor der Ciba-Zeitschrift, der selbstlose Helfer in so vielen persönlichen und praktischen Dingen. So schlitterte das langsam wieder in eine bescheidene Tauglichkeit hinein, bis dann die Mitarbeit an der Zeitschrift «Du» zusehends alle Hochschulhoffnungen begrub. Noch gewann zwar der Aufsatz «Ratio militans» des Wettbewerbs sogar den ersten Preis[26]. Er zieht die schwerfällige Summe alles bisher Vermeinten und Gewonnenen, spricht wieder von der Erweiterung der Medizin nach der Richtung einer Pathologie des Sozialen. Auch vom «Seinsgehorsam» des im Wahrheitswerden allein freien Menschen. Der erste Beitrag im «Du» trug den autobiographisch sehr zutreffenden Titel «Der Mensch vor dem Unbekannten»[27]. Die ersten «Erfolge» brachten mehr Sorgen als Ermutigungen. Mit der Zeitschrift öffnete sich ein «Beruf», für den ich keinerlei Vorbildung mitbrachte, das Schreiben war mehr Last als Lust – sollte indessen der Beruf nicht in der Richtung der Berufung liegen? Eine völlige Überraschung brachte Ende 1942 ein Brief aus Kilchberg: die hochherzige Zuwendung der Conrad Ferdinand Meyer-Stiftung. Da war offenbar ein Irrtum unterlaufen – weder lag ja ein Gemälde vor, noch ein Buch, noch eine Sinfonie. Freundlich genug spielte Ernst Hafter in seiner launigen, festlichen Ansprache auf diese unbestreitbare Mangellage an. Die Ermunterung gelte diesmal für kommende, zu erhoffende Leistungen, und zwar – auf akademischem Gebiete! «Es ist nicht aller Tage Abend», tröstete darauf Heinrich Zangger meine beglückte Beschämung.

Diese handfeste Erinnerung an Conrad Ferdinand Meyer, so generös, so überlegen, weckte den Wunsch nach einem Wiedersehen mit der roten Haessel-Ausgabe. Sie lag in irgendeiner Kiste, wie die Rede Eduard Korrodis auch. Durch den Zuschuß endlich ein Krösus, sah ich bei Hans Rohr im Fenster einige frühe Bände des Grimmschen Wörterbuches liegen. «Grimm faßt dich», flüsterte es aus dem alten Faust-Umgang, aber was hat es dann noch gekostet, bis auch dieses monumentale Werk komplett im Büchergaden stand![28]

Im August-Du 1944 erschien der Vorschlag, den leidenden Kindern des Zweiten Weltkrieges ein Dorf langfristiger Erziehungshilfe zu bauen[29]. Seine Verwirklichung in Trogen band auf Jahre hinaus alle nun gesundenden Kräfte. Über den unschuldigsten Opfern der «kämpfenden Götter» blieben diese selbst aber ständig im sorgenden Sinn und so die schwelenden Kohlen der alten Pläne. Sehnlich spähte ich durch die immer enger werdenden Luken der alles Wünschen verpanzernden Pflichten nach einem Boten des Wandels aus, um so häufiger, je aussichtsloser alles weiterhin erschien.

Gründung des Freundeskreises, Frühling 1951

Und noch einmal kam die Wende. Anfang 1951 erkundigten sich Maja und Carl Bär-Brockmann, Freunde der Schul- und Studienjahre, nach dem Stand der alten Träume. Sie meinten, nun müsse endlich ein Helfer her, der wenigstens das philosophische Archiv aus den Kisten grabe. Klein anfangen, aber anfangen! So formte sich in kürzester Frist der «Freundeskreis des Archivs für genetische Philosophie», der seither mit unwandelbarer Treue die Akademieplanung fördert. Zunächst war nur von einer «technischen Grundlegung»

[26] «Ratio militans», Schweizerische Hochschule, Mai/Juni 1940.

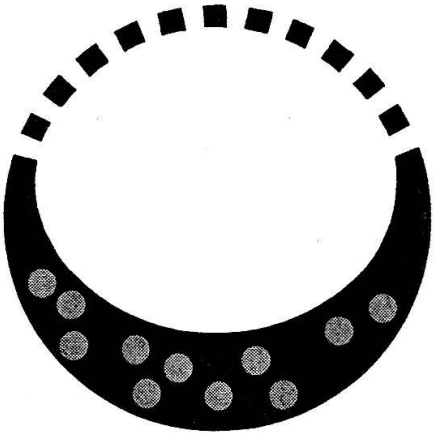
[27] November 1942.

[28] Der erste Band des Wörterbuches erschien 1854, in Schellings Todesjahr, die letzten Lieferungen fanden sich im März 1961 ein!

[29] Hier sei nochmals auf das erste Kapitel des kleinen Büchleins «Der Weg zum Kinderdorf Pestalozzi» (siehe Anm. 1) hingewiesen, das die Zusammenhänge mit der zeitlich älteren Akademieplanung schildert.

die Rede. Georg Almstädt, einer der Freiwilligen des Kinderdorfes, zog für Jahre in unsere nun mit vier Kindern munter aufwachsende Familie und hat mit größtem Geschick und erfindungsreicher Einfühlung das Archiv bis zu seiner heutigen Gestalt in dem von Heinrich Brockmann-Jerosch gebauten Hause am Kapfsteig 44 in Zürich eingerichtet. Mit ihm haben wir die Versuche begonnen, philosophische Systeme graphisch darzustellen. Hilfe kam von allen Seiten. Bretter für die Büchergestelle, Schränke für die Manuskripte und die Kartothek, Schaukästen für die Naturalien. Endlich vermochten wir erstmals an *einem* Orte aufzustellen, was seit den Studienjahren darauf wartete. Des Vergnüglichen gab es genug. Auf einer der eingekellerten Bücherkisten hatten sich vorübergehend drei junge Hunde häuslich eingerichtet und kräftig ihr Revier markiert: unter der Decke, durch die Bretter traf es unter den Meyerschen Klassikern ausgerechnet den für solche Vorfälle Verständigsten – Heinrich Heine!

Jetzt erst begannen wir systematisch die überall zu billigsten Preisen erstandenen Rumpfwerke zu hegen, kleben, pflegen, vor allem aber zu ergänzen: die Kant-Studien, Husserls Jahrbücher, Anton Günthers «Lydia», die Erstgesamtausgaben von Baader, Schelling, Hegel, Franz Hoffmann und Dilthey. Mehr als im bloßen Zufallsglück begründet sich die Fülle der Fundtreffer im Glück zugewandter Freunde in aller Welt. Was hat nicht allein Fritz Lieb zum Ausbau des Spätidealismus beigetragen, Manfred Schröter für Schelling, Felix Meiner für Hegel! Entlegenstes fand Ernst Benz und unser Tübinger Ehrenhofantiquar Hans Sachs. Die Liste der Donatoren läßt sich freudig genug beginnen, aber nur mit dem Gefühl des Unrechttuns abschließen – Hermann Wein, Heinz Heimsoeth, Arnold Gehlen, Richard Neutra, Henriette Forrer, Theodor Ballauff, Fanny Moser, Fritz Medicus, Daniel Brody, Mabel Zuppinger, Heinrich Zangger, Elisabeth Rotten, Konrad Lorenz, Friedrich Witz, Heini Hediger, Elli Franz, Carl Börner, Marie Meierhofer, Maximilian Roesle, Bernhard Rentsch, Eduard Fueter. Wie oft kam ein Gast vorbei, der fand, eines seiner Bücher stehe hier am besseren Orte als bei ihm zuhause. Wo Tauben sind, fliegen Tauben zu. Da wären besonders die Bücher zu nennen, die Widmungen tragen: ein Regenbogen von Erinnerungen! Die schönste enthält eine prachtvolle Ausgabe «Il Petrarcha colla spositione di messer Giovanni Andrea Gesualdo» aus dem Jahre 1541. Sie entstammt dem Nachlaß eines Arztes in Davesco und bildet das Geschenk seines Pflegkindes Antonia Notari-Borioli. «Rege-



39 Einer der Versuche, philosophische Systeme graphisch darzustellen, gezeichnet von Georg Almstädt. Schema des Ausfaltungspanentheismus – die unvollendete Gottheit (links) entfaltet aus sich die Welt und bleibt, diese umschließend, mehr als sie (rechts).

Zeitſchrift

für

ſpekulative Phyſik

Herausgegeben

von

Schelling.

Erſten Bandes erſtes Heft.

Jena und Leipzig,
bei Chriſtian Ernſt Gabler.
1800

Neue Zeitschrift

für

speculative Physik

herausgegeben

von

F. W. J. Schelling,

Professor zu Jena.

Ersten Bandes erstes Stück.

Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
1802.

Kritiſches

Journal der Philoſophie

Herausgegeben

von

Fr. Wilh. Joſeph Schelling

und

Ge. Wilhelm Fr. Hegel.

Erſten Bandes erſtes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
1802.

JAHRBÜCHER

DER

MEDICIN

ALS

WISSENSCHAFT.

VERFASST

VON EINER GESELLSCHAFT VON GELEHRTEN

UND HERAUSGEGEBEN

DURCH

A. F. MARCUS UND F. W. J. SCHELLING.

Erster Band.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1806.

40 Vier der fünf Zeitschriften, die Schelling herausgab (die fünfte auf S. 128).

Allgemeine

Zeitschrift

von Deutschen für Deutsche

herausgegeben

von

Schelling

Erster Band, erstes bis viertes Heft

Nürnberg

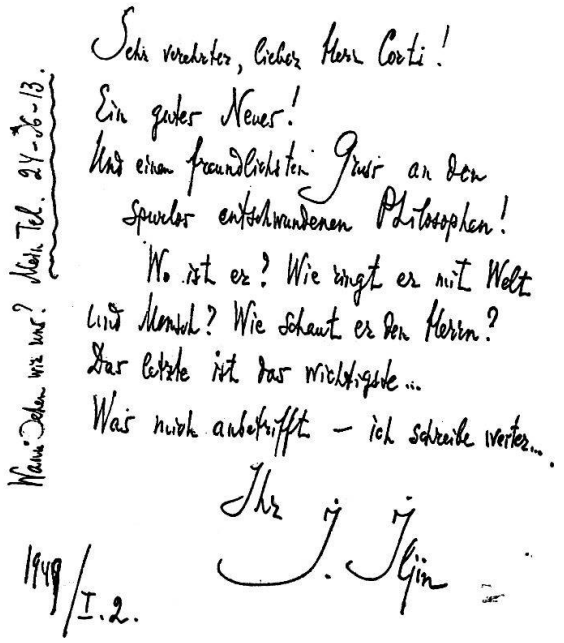
bei Johann Leonhard Schrag

1813.

41 Vgl. Abb. 40

lato per sempre», schrieb sie auf die alten Papiere, und dieses «sempre» war wohl zu bedenken. 1541 lebten noch Luther und Michelangelo, in wessen Händen befand sich der Band wohl damals? Durch welche ging er? Wie lange wird er in den meinen bleiben? Die Widmungen Karl Wolfskehls, Emil Brunners, Julian Huxleys oder John Deweys. Als Julio Evola, der moderne Ghibelline, in sein von okkulten Lichtern durchschauertes Opus «Imperialismo pagano» das Datum «Roma, 1.2.34», einschrieb sprang er plötzlich auf und hielt eine aufgeregte Äonenrede ganz in des alten Nostradamus Manier. In Big Sur, vor uns, tief unten, die blauen Weiten des pazifischen Ozeans eine den Plexus solaris aufwühlende Diskussion über den God in the making mit dem einsamen Bewohner des herrlichen Horstes, Henry Miller. Beim Abschied schrieb er in ein Exemplar von «The Colossus of Maroussi»: «... hopes to see him again while still 'in the making'». Von den Widmungen führt ein Weglein auch ins Gebiet der Autographen, deren Sammlung sich gleichsam ganz von selbst anlegt. Sie mischen sich mit den Briefen der Philosophen, die noch auf ihre wissenschaftliche Auswertung warten.

Seit dem Frühjahr 1951 läßt sich die turbulente Geschichte des Archivs in gut geordneter Dokumentation (in Form von Jahresberichten für seine Freunde) nachlesen, eine Darstellung dieser letzten zehn Jahre ist hier nicht mehr vorgesehen. Damals waren gegen 7000 Titel vorhanden, heute – am 3. Juli 1962 – trägt die letzte Eintragung des vierbändigen Dictionnaire von Pierre Bayle die Nummer 15642. Wann eigentlich der Umschlag erfolgte, bis das Archiv Fachleuten zu «imponieren» begann, läßt sich schwer sagen. Der Vorgang glich reichlich einer Titrationsanalyse: Tropfen auf Tropfen fällt der Indikator in die farblose Flüssigkeit, und plötzlich ist die Farbverwandlung da. Das geht wohl jedem Sammler so: es kommt die Stunde, da er selbst überrascht vor der Fülle des Gewonnenen steht. Vor Jahren haben die Freunde des Archivs eine genaue Revision durchge-

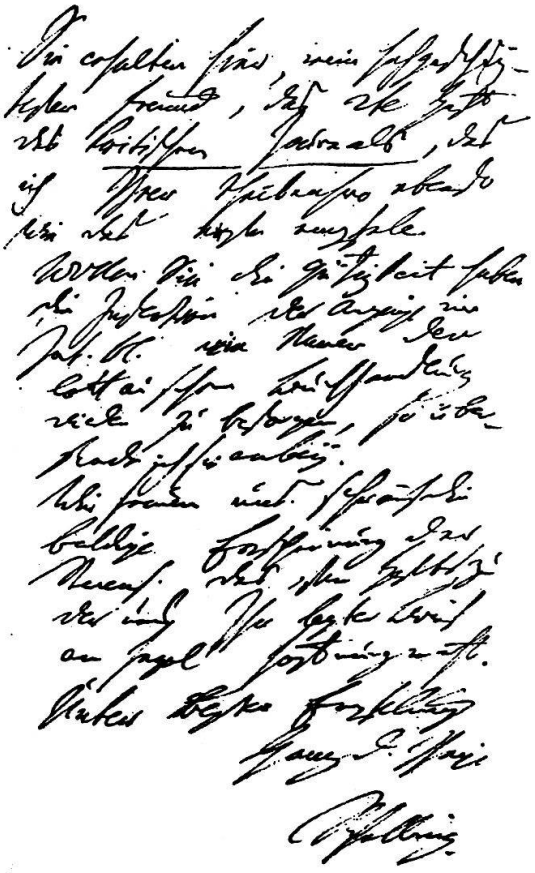

Sehr verehrter, lieber Herr Corti!
Ein guter Neuer!
Und einen freundlichsten Gruß an den spurlos entschwundenen Philosophen!
Wo ist er? Wie ringt er mit Welt und Mensch? Wie schaut er den Herrn?
Das letzte ist das wichtigste...
Was mich anbetrifft – ich schreibe weiter...
Ihr J. Iljin
1949/I.2.
Wann Daten wie nur? Mein Tel. 27-56-13.

42 Ein Brief Iwan Iljins (1883–1954), Verfasser des von Lenin geschätzten Werkes «Die Philosophie Hegels als kontemplative Gotteslehre», eine leidenschaftlich polemische Analyse vom Standort des Christentums (deutsche Ausgabe, Bern 1946).

führt. Einiges ließ sich nicht mehr finden[30], anderes neckte durch sein hartnäckiges Verstecktbleiben. So hat sich allen Beteiligten eine Arbeit von Heinrich Prell im Gedächtnis befestigt, die sich mit der «Steifbeinigkeit von Caesars hercynischen Elchen» beschäftigt. Sie mag pars pro toto auch das bunte Volk bezeichnen, das sich hier in Schachteln, Schubern und auf Regalen findet.

Die ersten wissenschaftlichen Versuche umkreisten den «dynamischen Pantheismus» und suchten das Verständnis Schellings zu fördern[31]. Gemeinsam mit der «Schweizerischen Philosophischen Gesellschaft» führte das Archiv 1954 die Schelling-Tagung in Bad Ragaz durch[32]. Im September erschien im Philosophenheft des «Du» der «Plan der Akademie», den wir in mühsamer Odyssee seither verfolgen.[33] Wenigstens das Ithaka des ersten Institutes liegt jetzt greifbar vor uns, und so darf das Archiv wohl 1963 endlich seine sichernde Stätte finden.

Am umfangreichsten stellt sich die Schelling-Sammlung dar. Guido Schneebergers Bibliographie enthält 1012 Titel; von diesen liegen heute gerade 800 vor. Ähnlich steht es mit den Ausstrahlungen des



43 Ein näher nicht zu datierender Brief Schellings.

Werkes von Nicolai Hartmann und der Erfassung des Schrifttums zur Problematik des Philosophieunterrichtes an den Mittelschulen[34]. Laut testamentarischer Verfügung vom 16. September 1951 erhielt das Archiv den gesamten Nachlaß von Hermann Schwarz: eine Fundgrube zur Geschichte der deutschen Mystik bis in ihre jüngsten politischen Verwirrungen hinein. Im April 1957 schrieb Herbert W. Schneider an Henry de Torrenté in Washington von der großartigen Absicht des philosophischen Departementes der Columbia University in New York, der «Bauhütte der Akademie»,

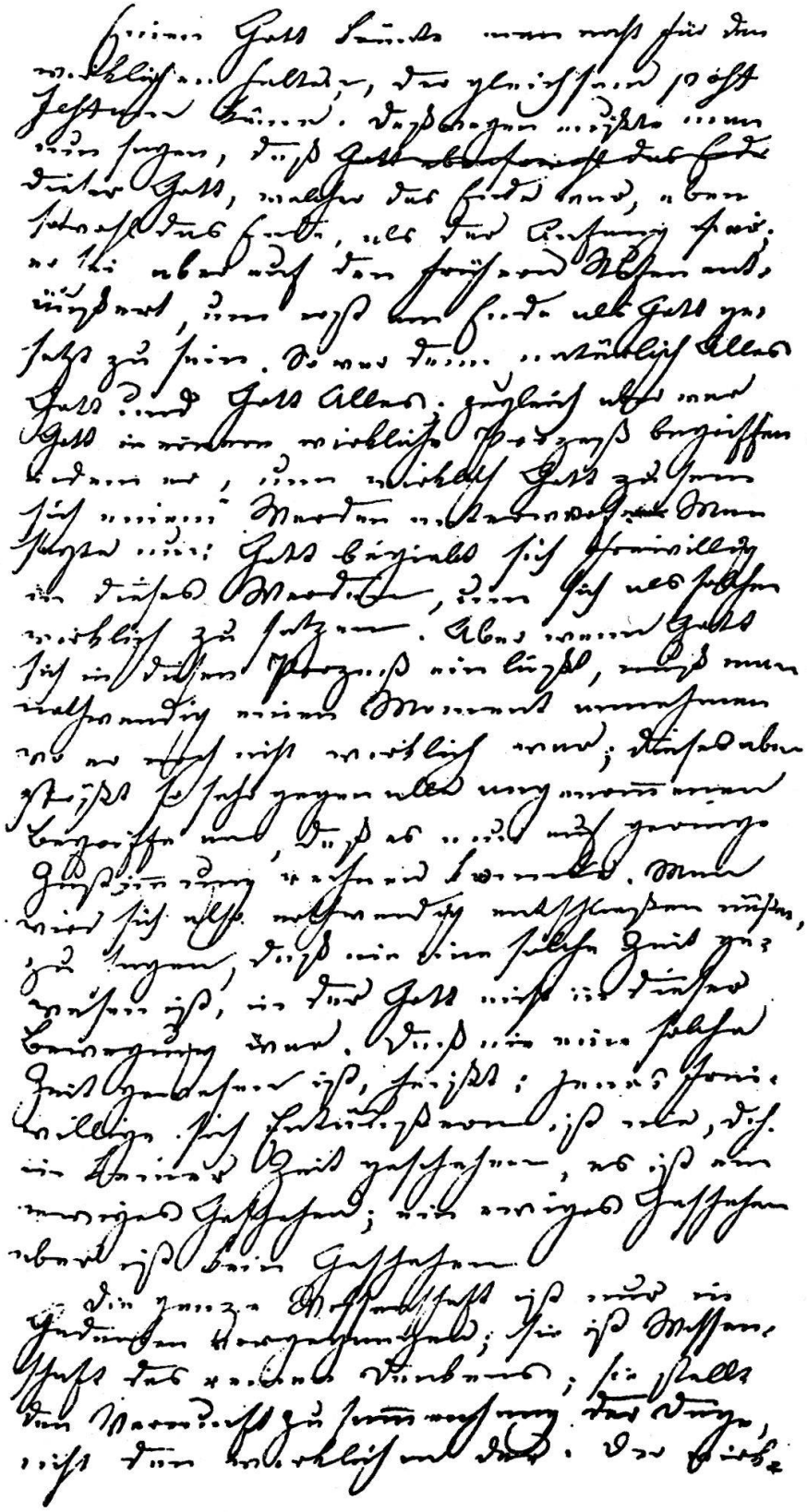
[30] So verschwanden – betrüblich zu sagen – beispielsweise Franz Hoffmanns «Spekulative Entwicklung der ewigen Selbsterzeugung Gottes» (1835) und der zwölfte Band der Kant-Studien.

[31] «Die Mythopoese des werdenden Gottes», Archiv für genetische Philosophie, 1953. «Der Mensch in der Sinnunruhe», in «Geist und Werk», Festschrift für Daniel Brody, Zürich 1958. «Der Mensch als Organ Gottes», Eranos-Jahrbuch 1960.

[32] Die Vorträge liegen gesammelt vor im Band XIV der «Studia Philosophica», dem «Jahrbuch der Schweizerischen Philosophischen Gesellschaft», Basel 1954.

[33] «Du», September 1954. Das September-«Du» 1956, den «hauts lieux de l'esprit» gewidmet, bringt ein erstes Echo mit den Voten von Rudolf Bultmann, Adolf Gasser, Romano Guardini, Karl Kerényi, Konrad Lorenz, Ulrich Neuenschwander, Paul Scherrer, Herbert Schneider, Hermann Wein. Ein drittes, 1957 in den Vereinigten Staaten vorbereitetes Heft konnte nicht mehr erscheinen.

[34] Guido Schneeberger: «Friedrich Wilhelm Josef von Schelling, eine Bibliographie», Bern 1954. Bibliographie Nicolai Hartmanns von Theodor Ballauff in Heinz Heimsoeth und Robert Heiß, «Nicolai Hartmann – der Denker und sein Werk», Göttingen 1952. Karl Püllen: «Die Problematik des Philosophieunterrichtes an höheren Schulen», mit ausführlicher Bibliographie, Düsseldorf 1957.



44 Seite aus einer noch unveröffentlichten Nachschrift einer Vorlesung Schellings wohl aus dem Anfang der dreißiger Jahre des letzten Jahrhunderts. Sie stammt von Garibald Martin Mittermair, dem Sohn des Juristen. Schelling lehrte damals in München. Eine Textprobe daraus bringt die Arbeit von Anton Mirko Koktanek: «Schellings Seinslehre und Kierkegaard», München 1962.

eine philosophische Bibliothek im Umfang von 2690 Titeln zu schenken. Sie kam wohlbehalten im Kapf an. «My colleagues and I wish you to know», schrieb Herbert Schneider unserem Gesandten, «that this is an initial shipment to which we hope to make additions as we can, and as the 'American wing' of the Academie takes shape. We shall be glad to promote these plans to the full extent of our resources... Such an academy, with its affiliated institutes, will receive enthusiastic support from many sources, for it will meet a long-felt need of this generation and a noble dream of many generations. We feel privileged to participate in such an undertaking.» Aber in den Unterredungen mit den Vertretern der großen Foundations in New York wurde mir auch eindeutig klar gemacht, daß die Amerikaner wenigstens den Landkauf und die Errichtung des ersten Institutes aus schweizerischen Mitteln erwarten. Das letzte große Geschenk kam aus München: Marga Noeggerath übergab uns 31 Bände des «Archivs für Religionswissenschaft» (1898–1936); der darin fehlende Band 21 konnte soeben noch von einem Antiquar im Westfälischen Münster erstanden werden!

*

Die Buche lebt, nicht das Buch. Das althochdeutsche «buoh» bedeutete einst die einzelne Schreibtafel aus Buchenholz. Die Papyrosstaude lebt, nicht das Papier; die Schafe, Ziegen und Kälber lebten, nicht die aus ihren Häuten längst schon vor den Buchmachern Pergamons hergestellten Pergamente. Selten wird dieser organischen Herkunft gedacht. Der Buchstabe tötet nicht und der Geist macht das Geschriebene nicht lebendig; im objektivierten Geist ist die Kategorie des Lebens nicht mehr tätig. Darum ist jede Bücherei eine stumme Schädelstätte des Geistes. Ihre Biographie fällt allein mit der Lebensgeschichte dessen zusammen, der sie aufbaute. So auch bei diesem Archiv.

Wir kennen keinen freischwebenden Geist, er ruht der Materie, dem Leben, dem seelischen Sein auf, niemand weiß, in welche Schichtentiefe er reicht; eine Blüte jenes Grundes, den wir so schwer ergründen[35]. Vielleicht verdankt alles seelische und geistige Sein seine Lebendigkeit allein nur dem Leben, das in Tier und Pflanze treibt und im Menschen bewußt und frei wird. Nur der vom Leben getragene Geist lebt. Er verwandelt Außen und Innen in ein Innerstes. Er allein weiß aus toten Buchstaben sein eigenes Leben zu erwekken. Dann allerdings vermag er zu töten, das Töten in die Wege leiten.

*

Bei mir war eine Neigung zum Sammeln immer da, nie aber war der Aufbau dieser Bücherei Selbstzweck, nie nur private Lust; was heute dasteht, gehört längst nicht mehr mir selbst. Das Archiv ist jener Akademie zugedacht, jener Begegnungsstätte des freien Geistes in einer noch freien Welt, die immer als Planung vorschwebte. Sie läßt sich schwer verwirklichen. «Ich wüßte kein Land», sagte Robert Hutchins in New York, «das für den Aufbau einer solchen neuen Mitte der Forschung geeigneter wäre, als die Schweiz mit ihrem Reichtum freiheitlicher Traditionen, ihrem praktischen Humanismus, ihrer unvergleichlichen kulturgeographischen Lage. Es kommt darauf an, daß Sie Ihre eigenen Landsleute zunächst von der Dringlichkeit des Projektes überzeugen können.» «Das Land und das erste Institut müssen Sie selbst sichern», sagte Clarence H. Faust, «dann werden die weiteren Gespräche über unsere Hilfe nicht enttäuschen.» Immer wieder fanden sich Stimmen, die das Fatale der großzügigen Tendenz zur einseitigen Förderung der Naturwissenschaften beklagten. Historisch lasse sich das wohl erklären, anderseits habe aber auch bislang die Philosophie ihrerseits keine überzeugenden Projekte

[35] Kant sagt in den «Träumen eines Geistersehers» (1766): «Ich weiß also nicht, ob es Geister gebe, ja, was noch mehr ist, ich weiß nicht einmal, was das Wort Geist bedeute.»

vorgelegt. Wiederholt schilderten sie diese als eine verstaubte Landschaft selbstgefälliger Introvertierter, die ihre Unfähigkeit, mit dem eigenen Golde zu wuchern, durch einen Wald krauser und selbstgeschaffener Mythen verdecken. Es ist nicht mehr das Gelächter der thrakischen Magd, die den Thales in den Brunnen fallen sah, nicht mehr die eher schwermütige Ironie, die sich an das Scheitern des Weltverbesserers Platon knüpft, es ist eine neue Sorge und Einsicht, daß der so geistreich verworfene Stein endlich als der fundierende Eckstein zu begreifen sei. Der schlimmste Mythos liege in der Vergötzung des Denkers als des Einzelnen. Als solcher gehe er kommunikationsarm durch die Welt und spinne dann in seinem Elfenbeinturm alles nur aus sich heraus. Das traf sich mit dem oft vorgetragenen Bilde der heutigen Schulbetriebe, die wie die Türme von San Gimignano nebeneinanderstehen. Dabei sei doch gerade Sokrates der beispielgebende Meister des wahrheitserschließenden Gespräches gewesen. Man müßte alle ernst zu nehmenden Philosophen wieder in dieses Gespräch bringen, im Willen, die Divergenzen (nicht die echten Antinomien) zu bereinigen. Darum habe das Wagnis ihre Sympathie, der Philosophie die Chance einer Stätte des perennierenden Gespräches zu geben[36]. Als Leitlinie erscheine die Idee der ethischen Integration des gesamten Wissens fruchtbar genug.

Die Unterredungen, die ich 1957 auf Einladung des State Department und der Washingtoner Panamerikanischen philosophischen Kongresses in den Vereinigten Staaten führen durfte, gehören zum Glückbringendsten, was mir widerfuhr. Hier war ein ungebrochener Pioniergeist zu spüren, das «you are welcome» für jeden, der überhaupt mit einem Vorschlag aufwartete. Es bedarf der Überholung des geschichtlichen Bestandes alles Gedachten unter den Kantschen Sternfragen: «Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen? Was ist der Mensch?» Mit seiner Scheidung vom Schulbegriff und Weltbegriff der Philosophie läßt sich neu beginnen. Das Chaos der Sinndeutungen, der mörderische, von niemandem noch voll durchschaute Dogmatismus der kämpfenden Weltanschauungen fordert, daß endlich alle überhaupt brauchbaren Methoden zur möglichen Klärung in den Austrag kommen. Der praktische Blick der Amerikaner sah sofort auf die ökonomische Basis. Es gebe ja gerade so viele Philosophen wie die für sie bezahlten Lehrstühle. Man müsse diesen Typus aus den Universitätspflichten allein herauslösen und den Mut haben, ihn völlig neu zu sehen. Auch wäre es grundfalsch, von einem ersten Versuche Wunder zu erwarten. Das Neue der Situation verlange die gründliche Selbstschulung der Philosophen auf das Hinhörenkönnen, auf das Erlernen des schlichten Gespräches. Die Esoterie der Schulphilosophie würde dadurch vorerst gar nicht berührt.

Einmal habe ich die Akademie, wie sie mir äußerlich vorschwebte, in Holz und Stein gesehen. Das war nach dem Besuche der erstaunlichen Atomstädte Oak Ridge in Tennessee und Los Alamos in New Mexico. Es ist das von der Ford-Foundation im kalifornischen Palo Alto erbaute «Humane Campus for the Study of Man». Ob es wohl möglich ist, daß im eigenen Volke das Bild, die Wünschbarkeit, das

[36] Karl Jaspers schreibt in seinem «Offenen Brief zum Plan der Akademie», «Neue Schweizer Rundschau», Dezember 1954: «Es ist die Aufgabe der freien Welt, die freie Form zu finden, in der Menschen sich treffen, deren Ernst sich als standfest und deren Begabung sich als zureichend erweist, die gelenkt werden nicht durch einen Menschen, sondern durch eine Idee, die undefiniert in der Entfaltung sich befindet, niemandem und allen gehört.» «Einfach zu sagen, das geistig Große geschieht in der Einsamkeit – es kommt von selbst, oder es bleibt aus – man kann es weder fördern noch hemmen –, das ist leicht und hat nur sich überlegen fühlende Untätigkeit zur Folge. Wer den Gang der Menschheit ein wenig zu spüren glaubt, ist glücklich über Unternehmen, die eine Chance geben und die, auch wenn sie scheitern, kein Unheil zur Folge haben.»

Sinnfällige einer solchen Stätte in den Herzen und Köpfen Anklang findet? Der bisherige Weg war schwer genug.

Bei der Heimkehr vom amerikanischen Höhenweg verlor ich meinen eigenen ökonomischen Boden: Die Du-Redaktion löste sich auf. Die Hoffnungen um die Lenzburg, um das Eranos-Gelände als Stätten des Künftigen zerbrachen, nicht aber der Kreis der Getreuen um das Archiv[37]. Wenigstens dieses steht stärker da als je. Und seine Horizonte sind so offen wie zu den Zeiten seiner schüchternen, mühseligen Anfänge.

[37] Der letzte «Bericht über den Plan der Akademie» erschien in den «Schweizer Monatsheften», Juni 1960.

DAS «BESONDERE» DER BUCHLÄDEN*

Wir alle, auch wenn wir keine Gelehrten oder Bücherwürmer sind, bekennen unsere besondere Liebe zu den Buchläden. Sie sind Läden wie die Nachbarläden auch und bieten wie sie ihre Ware feil, jedoch können unter ihnen auch die unscheinbaren und die der *Musa pedestris* dienenden jene Eigenschaften nicht verleugnen, die wir nur sehr schwach andeuten, wenn wir sie als das «Besondere» der Buchläden bezeichnen. Einige unserer schönsten Erinnerungen knüpfen sich an sie, und wer dergleichen statistische Spielereien liebt, könnte sich ein Vergnügen daraus machen, auszurechnen, wie viele Stunden unseres Lebens wir bei Buchhändlern verbracht haben, umfangen von der Atmosphäre, die von den Bücherreihen und Bücherstapeln ausgeht, blätternd hier und gefesselt dort, abwägend, welches wohl das passendste Geschenk sein möchte, uns mit dem Buchhändler beratend, mit dem Kaufentschluß ringend, das einstweilen Unerschwingliche bewundernd, die Neuerscheinungen prüfend und mit Bekannten plaudernd, mit denen wir uns in gleicher Liebe zu den Büchern verbunden fühlen. Carl J. Burckhardt hat davon in einer seiner schönen Skizzen einen höchst lebendigen Begriff gegeben, und daß Wilhelm Raabe wie Hermann Hesse als Buchhändler begonnen haben, sagt mehr als dicke Bände über die «Soziologie» des Buchhandels oder wie dergleichen heißen mag.

Der Buchladen – um diese Trivialität nun einmal auszusprechen – unterscheidet sich von anderen ehrenwerten Kommerzstätten eben wie die «Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter» von einem Rindsfilet oder einem Popelinehemd, und wenn sich dieser Unterschied zu verwischen droht, so steht es nicht nur schlimm um den Buchhandel, sondern um uns alle.

* Eine Stichprobe aus Wilhelm Röpkes Essay: «Der wirtschaftliche Standort des Buchhändlers» –, dargebracht jenen Mitgliedern, die nicht an unserer Solothurner Jahresversammlung teilnahmen und den schönen Sonderdruck, den uns das Schweizerische Vereinssortiment in Olten schenkte, nicht in Empfang nehmen konnten.

Aus der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft

UNSERE JAHRESVERSAMMLUNG IN SOLOTHURN

Wenige Stunden, nachdem am Vormittag des 2. Juli bei aufklärendem Himmel die ersten Teilnehmer an unserer Jahresversammlung in Solothurn eingetroffen waren, trug man in der Ambassadorenstadt einen Mann zu Grabe, der sich um die Vorbereitung unseres Treffens hohe Verdienste erworben hatte: Dr. Leo Altermatt, dem es vor nicht langer Zeit noch vergönnt gewesen war, die Krönung seines Lebenswerkes zu erleben, nämlich den Einzug der Zentralbibliothek, die unter seiner Führung aus der Vereinigung von